

Künstlerleben.



1871

Am Weihnachtsabend.

Eine bleiche, dürftig gekleidete Frau huscht eilig durch die stillen Gassen. Sie trägt ein kleines Bäumchen in der Hand. Endlich hat sie ihre Wohnung erreicht, draußen, wo die letzten Häuser stehen, ganz hinten im Hofe. Unter der Thüre tritt ihr der Mann entgegen, bleich, mit sorgenvoller Stirne.

„Wie geht's?“ fragte sie ängstlich.

„Schlecht“, antwortete er leise. Und während er sich über die blaugestreiften Kissen beugt, in denen mit fiebernden Wangen ein abgemagertes Büblein schwer athmend ächzt, bereitet die Mutter geschäftig, thranenden Auges den Christbaum.

„Wenn er nur den noch erlebt“, schluchzt sie leise vor sich hin, denn der Arzt hat ihr heute Früh gesagt, der Kleine werde den Tag nicht überstehen.

Pfeifend und rasselnd ringt sich der Athem aus der Brust des todtkranken Kindes. Angstvoll blickt der Vater sich um nach der geschäftigen Frau.

„Bist Du fertig?“

„Gleich!“

Schon hängen vergoldete Nüsse, kleine rothbackige Äpfel und billiges Zuckerwerk in den grünen Nisten. An dem untersten Zweige taumelt ein rother Wurstel mit zwei funkelnden Tschinellen in den hölzernen Händen.

Jetzt zündet die Mutter mit bebenden Fingern die Lichter an und rückt den Tisch an das Krankenlager. Ein warmer Duft von Wachskerzen und Tannennadeln erfüllt das niedrige Stübchen. Und der kleine Mann in seinem Bettchen, der schon auf der Reise ist, in ein unbekanntes Land, kommt noch einmal zurück. Ein glückliches Lächeln verklärt seine eingesunkenen Wangen. Seine letzten Blicke suchen den schimmernden Baum. Ein röchelndes Jauchzen erschüttert das kranke Brüstlein.

Sehnfüchtig streckt er die abgemagerten Aermchen aus nach dem Wurstel. Sie geben ihm das Spielzeug. Und während er es fest und zärtlich an sich drückt, daß die kleinen Tschinellen ganz leise erklingen — erstarrt langsam das Lächeln um den halbgeöffneten Mund. Ueber die glänzenden Augen, die mit entzücktem Staunen an den funkelnden Lichtern des Christbaumes hängen, zieht sich ein kalter gläserner Schleier — und der Engel der Weihnacht trägt die kleine Seele hinauf in den Himmel.

Still ist's in dem engen Raum. Ganz still. Durch die beiden Fenster zittert die süße Melodie der Weihnachtsglocken. Noch immer starren die weit offenen, gebrochenen Augen in die verglimmende Herrlichkeit des Christbaumes. Der warme Duft von Wachskerzen und Tannennadeln erfüllt noch immer das niedrige Stübchen.

A. P o h l e r.

Unter schwerem Verdachte.

Als junger Schauspieler, es war vor zwanzig Jahren, hatte ich das Glück am städtischen Theater in Freiburg im Breisgau engagirt zu sein. Man mußte damals wirklich von guten Eltern und nicht gewöhnlich begabt sein, um die herrliche Luft des Schwarzwaldes und das reizende Freiburg als engagirtes Mitglied des städtischen Theaters genießen zu dürfen; dieses war auch das idealste Institut, was man sich denken konnte. In der Woche gab es nur vier Abende, an denen Theatervorstellungen stattfanden. Zwei davon waren dem Lust- und Schauspiel, zwei der Oper gewidmet. Die engagirten Schauspieler waren städtische Beamte, denn die Stadt bezahlte die Gagen. Allerdings war der Reservefonds zur Erhaltung eines wirklich künstlerisch geleiteten Institutes, auf eine etwas prosaische Weise hereingebracht: Mit Beginn der Vorstellungen war ein Liter Bier im Bezirk Freiburg um einen Pfennig theurer, als in der theaterlosen Zeit des Jahres. Die Kirche des einstmaligen Franziskanerklosters in Freiburg ist seit sechzig Jahren zu einem stattlichen Theater umgebaut. In der Requisitenkammer des Theaters ist eine

Marmortafel eingemauert, welche die Inschrift trägt: „In diesem Raume hat Berthold Schwarz das Pulver erfunden.“ (Anderer lassen Berthold Schwarz diese Erfindung in Köln oder Goslar gemacht haben.)

Obwohl ich damals mit guter Gage engagirt war, achtete ich eine schöne Rolle für ein größeres Lebensbedürfnis, als alle materiellen Genüsse, die ich mir eventuell hätte verschaffen können. Nach einigen schönen Rollen, die ich spielte, durfte ich mich zu den beliebtesten Schauspielern des damaligen Personals zählen und — ich „fühlte mich“. In den Sommermonaten unternahm ich von Freiburg aus ein kleines Ensemblegastspiel in dem nahegelegenen Mühlheim im Marktgräflerlande. Die Bevölkerung Mühlheims betrachtete uns als vollendete Künstler, denn das Freiburger Stadttheater galt als das Hoftheater des Gaues. Der Saal, in welchem wir spielten, war des Desteren zu klein und das geehrte Publikum scheute sich nicht, auch auf dem sehr geräumigen Racheofen, welcher im Saal stand, Platz zu nehmen, wenn sämtliche Sitz- und Stehplätze ausverkauft waren! Die Bevölkerung Mühlheim's, meist Dekonomie betreibende, biedere und grundehrliche Menschen, ließen sich's nicht nehmen, uns ihre Bewunderung auch in Victualien zum Ausdruck zu bringen, denn mancher Korb mit ganzen Schinken und Hauswurst, Brot und mehreren Flaschen köstlichen Glotterthäler Weines wurden aus dem Publikum hinter die Coullissen geschickt. Wir spielten, gefielen riesig, lebten sorglos und heiter, erfreuten uns der göttlichen Natur und durchwanderten an freien, schönen Sommertagen den herrlichen Schwarzwald am „Blauen.“ (Berg im Schwarzwald).

Auf solch' einem Spaziergang kamen wir an einem herrlichen Sommerabend in das am „Blauen“ gelegene kleine Lustortübrichen Badenweiler. Der liebe Gott muß bei besonders guter Laune gewesen sein, als er dieses Fleckchen Erde geschaffen hat. Wir traten in die auf einem vom „Blauen“ weit vorspringenden Felsblock liegende Ruine der einstigen Burg der Zähringer. Welch' ein überwältigender Anblick bot sich uns dar! Gegenüber der Rhein, den die untergehende Sonne in

ihrem ganzen Glanz beleuchtete, über demselben die Vogesen, links die Festung Breisach, die Ausläufer des Juragebirges, die schneebedeckten, mächtigen Häupter des Berner Oberlandes. Ein Anblick, der in seiner Mächtigkeit zu Dankesthränen zwingt.

Wir saßen zwischen den Ruinen der Zähringerburg lange Zeit stumm, um den überwältigenden Eindruck, den Gottes freie Natur auf unsere jungen, phantastischen, kunstbegeisterten Gemüther ausübte, durch keinen profanen Hauch zu stören. Der Mond war herausgekommen. Alle denkbaren Effecte der Weltbühne waren zur Hand. Mein Colleague Idali sah, ein paar Schritte von mir entfernt auf einem Felsblocke sitzend, in das Licht des Mondes, welches jetzt den Vater Rhein übergossen hatte.

Ich hatte mich erhoben, den rechten Fuß auf einen dürrn Baumstamm gesetzt, und unterbrach mit hochdramatischem Tone die bisherige Stille mit dem Citate aus den „Räubern“ zu meinem Collegen Idali sprechend: „Ich habe mir immer gewünscht, den Mann mit dem vernichtenden Blicke zu sehen zc. zc.“ Ein Citat gab das andere, und nachdem ich mit Pathos die Worte Jaromirs aus der „Ahnfrau“:

„Ich bin's, den Du genannt,
Bin's, den jene Wälder kennen,
Bin's, den Räuber Bruder nennen,
Bin der Räuber Jaromir . . .“

mit vollem Organ gesprochen hatte, trat hinter einem Ruinenstück ein altbadiischer Nachtwächter hervor, legte seine Hand auf meine Schulter und sagte in treuherzigem, aber ängstlichem Tone: „Kommen Sie ä Bißele mit mir!“ — Mein Colleague Idali wurde von dem Alten nicht bemerkt, und da ich von der Anwesenheit einer zweiten Person auch keine Aeußerung machte und der liebenswürdigen Einladung des Badewächters willig folgte, fühlte sich das Wachorgan völlig sicher, indem er annahm, mit e i n e m Spitzbuben leicht fertig zu werden, was er später auch mir gegenüber äußerte. Wir gingen in das Polizeibureau — ich merkte, der Alte hielt mich wirklich für einen Räuber. Ein junger, sehr intelligent ausschender Polizeibeamter wollte sich eben anschicken, mich zu verhören, als plötzlich die Thüre aufging

und mein Colleague Idali eintrat. Der Polizeibeamte erkannte ihn sofort, sprang auf, begrüßte ihn, stellte sich vor und bemerkte, er kenne Herrn Idali sehr gut vom Freiburger Theater aus, da er den vergangenen Winter noch in dieser Stadt stationirt war. Darauf stellte ich mich als der ebenfalls in Freiburg engagirte Schauspieler Krägel dem Polizeibeamten vor, welcher mir sofort erwiderte, daß dies nicht möglich sein könne, denn Herr Krägel, den er von der Bühne her genau kenne, sei ein älterer Herr von mindestens 55 Jahren. (Ich spielte damals nur Väter- und Charakterrollen.) Mein Colleague Idali verbürgte sich natürlich dafür, daß ich der echte Krägel sei. Der Badewächter zog darauf sein ohnehin runzliges Gesicht noch mehr in Falten und drückte sich schweigend zur Thüre hinaus.

Der junge Polizeibeamte aber, welcher den Dienst gemüthlich einem anderen übergab, lud uns zu einem guten Tropfen Markgräfler in eines der dortigen kleinen Curhotels ein. Die Sitzung dauerte in einem verborgenen Winkelchen des Hotels bis zum frühen Morgen und die Sonne schickte eben ihre ersten Strahlen über den Gipfel des „Blauen“, als wir das herzige Dertchen Badenweiler verließen, um nach Mühlheim hinunterzuwandern.

Josef Krägel.

Der erste Erfolg.

Wie ich zum Theater kam? Mein Gott, ich weiß es selbst nicht mehr! Nur Eines weiß ich, daß mir schon als Kind die Augen glänzten, wenn mich meine gute Eltern zuweilen am Sonntag in die Nachmittagsvorstellung mitnahmen, und daß ich oft noch wochenlang in der Erinnerung dieses mir unübertrefflich scheinenden Kunstgenusses schwelgte. Und diese Begeisterung für die Bühne hielt an, selbst als ich schon größer geworden. So ließ ich denn nicht nach, bis ich endlich nach kurzen Gesangsstudien die weltbedeutenden Bretter des — Temesvarer Theaters betrat. Ich befand mich im „siebenten Himmel“, aus dem ich aber bereits in der ersten Vorstellung fiel, als ich in „Madame Angot“ aus Angst plötzlich stecken blieb und schließlich

kein Wort hervorbringen konnte und damit den Anlaß zu schallender Heiterkeit des Publikums bot.

Doch mein Ehrgeiz wurde nun erst recht angefaßt, und bereits drei Tage später, feierte ich als „Kegerl“ im „Bewunschenen Schloß“ meinen ersten Erfolg! Der Director, die „guten“ Collegen, gratulirten mir zu meinem Triumphe, und ich war so glücklich, daß ich meinen ersten Erfolg nicht gegen ein Königreich eingetauscht hätte. Noch heute bildet derselbe eine meiner liebsten Erinnerungen und ich darf wohl sagen, nie mehr machte mich ein Erfolg so glücklich, wie damals mein erster!

Von dort ging es nach Troppau, Breslau, Nürnberg, Graz, wo ich unter der Direction des lebenswürdigen Directors Schreiber eine wunderschöne Zeit verbrachte. Künstlerische Freude erlebte ich am meisten in Hamburg, wo das Publikum uns Wiener Künstler weit über Gebühr verhätschelte. Schweren Herzens schied ich von dieser schönen, argemüthlichen Stadt, um einem Rufe Director Müller-Guttenbrunn's, an's Raimund-Theater zu folgen, von dem ich nun wieder zu ihm in's Jubiläumstheater zurückkehre.

Wenn ich es auch nicht zu leugnen vermag, daß es uns Oesterreichern und insbesondere uns Wienern im Auslande stets gut erging — hauptsächlich den „Wiener-soubretterln“ — so war es doch Heimweh nach meinem geliebten Wien, das mich von dort zurücktrieb. Ueberall ist's schön, doch zuhause am schönsten!

Und als ich jüngst im Jubiläumstheater — uns Allen doppelt theuer, wurde es doch zur Ehrung unseres geliebten Kaisers erbaut — vor die Rampe trat, war mein erster Gedanke:

„Es gibt nur a Kaiserstadt,
's gibt nur a Wien!“

Jenny Mayer.

Wie ich zum Theater kam.

Ich befinde mich in großer Verlegenheit, wenn ich darüber etwas berichten soll, wie ich „unter's Theater“ gekommen, denn weder war es eine alte Zigeunerin, welche

mich als Kind aus seidnen Kissen geraubt und dann Thalien in die Arme getrieben, noch bin ich nächtlicherweile, während Vater und Mutter schliefen, mit den wenigen Habseligkeiten im Taschentuche leise aus dem elterlichen Hause geschlichen, um die ganze Nacht durchzuwandern und als Kugellacksgeselle im nächsten Dorfe einem Theatrischen zu folgen. Romantisch ist's dabei gar nicht zugegangen! Und doch dürste es vielleicht Manchen interessiren, der je Josef Rainz bewundern konnte! Denn kein Anderer als er, war es, welcher so mächtig auf mein junges Gymnasiafthen gewirkt, daß der unwiderstehliche Hang zum Theater in mir feste Wurzeln schlug: Und — wenn einer heiraten oder zum Theater gehen will, den hält kein Teufel davor zurück!

Ich weiß es noch wie heute, in welsch' fieberhafter Aufregung ich mich befand, als ich zum erstenmale die Gestalten von Schiller's „Wallenstein“ auf der Münchener Hofbühne verkörpert sehen sollte; es war das erstemal, daß ich überhaupt in ein Theater kam; die Vorstellung begann um 6 Uhr Abends, doch schon um 4 Uhr machte ich mich, mit einer Buttersemmel bewaffnet, auf den Weg, um mich „anzustellen“; als Erster kam ich an der noch verschlossenen Thüre an. Bald fanden sich noch ein paar Jünglinge ein mit blassem Gesichte und schwarzem Lockenhaare, aus deren Gespräch ich bald entnahm, daß sie auf dem Conservatorium „Schauspiel studirten.“ Endlich nach langem Warten öffneten sich die Thüren und hinauf ging's in mächtigen Sälen zu den Höhen des Olymps, wobei ich sehr auf die beiden Conservatoristen achtete, die den Weg ja sicher wissen mußten! Außer Athem hatte ich mir einen Platz auf der ersten Sitzreihe der Galerie — die Conservatoristen neben mir — erobert!

Klopfenden Herzens saß ich da! Was sich wohl alles hinter diesem Vorhang verbarg: Tausenderlei Vorstellungen schossen mir durch den Kopf! Endlich hob sich der Vorhang und das Spiel begann; athemlos lauschte ich! Die poesievolle Hermine Bland spielte die Thekla und Rainz den Max Piccolomini! Die Leiden des jungen Liebespaares nahmen meine junge Seele am meisten gefangen, und als Max Rainz mit glühendem Temperament sein: „Blast,

bläst . . . wer mit mir geht, der sei bereit zu sterben!“ hinausschmetterte, da stand es für mich fest, daß ich Schauspieler werden müsse! Die beiden Conservatoristen betrachtete ich nun schon als höhere Wesen, wenngleich sie mich manchmal mit ihren lauten Bemerkungen gestört.

Ohne ein Auge von den Vorgängen auf der Bühne abzuwenden, folgte ich begeistert den beiden letzten Acten; dann gings aufgeregt nach Hause, wo mich meine gute Mutter sehr verwundert empfing, weil ich die Buttersemmel ganz unberührt wieder mitgebracht!

Die erste Nacht aber nach meinem ersten Theaterabend habe ich bis zum Morgen kein Auge geschlossen.

Franz Schmidt,
Mitglied des Jubiläumstheaters.

Julie Falkner.

Bum bum bumbum tshindera, tshindera bumbum-
bum ertönte es hinter einem hohen Bretterverschlag, welcher sich bei der Währinger Linie auf einem großen freien Platze hinter dem Zollamtsgebäude erhob. „Geh'n ma zu die Künstler, sie fang'n schon an!“ schreien in den unliegenden Straßen die Kinder. — „Ja, was gibt's denn da“, fragte ein bedächtig einhersehrender Bürger die dahinstürmende Schaar? — „Jessas, der waß net amal, daß der Wünschüttl heut' 's erstemal spielt!“ ruft höhniisch ein Schulbub und klettert an einem Baum empor, um von diesem erhöhten Standpunkte die Wunder zu schauen, die die beliebte Gesellschaft dort drinnen vollbrachte. — „Zulerl, steig' a auffa“, rief er dann einem allerliebsten kleinen Blondköpfschen zu, welches erhitzt daher gerannt kam, sich hin und wieder ängstlich umblickend, ob nicht am Ende Vater oder Mutter ihr Entweichen aus dem elterlichen Hause bemerkt haben und es einholen, ehe es noch etwas von den Herrlichkeiten da drinnen erblickt hat. „Steig' auffa, i' siech Alles“, wiederholt der kleine Turner. „Geh' Du bist aber dumm, wie kann denn ich auf den Bam steigen? Ja, wenn ich Hof'n anhätt' so wie Du!“ seufzt bedauernd das kleine Zulerl, „aber so, wart', ich schau', daß ich mich

wo 'neindruck'n kann.“ Sagt es und verschwindet in der Menge und richtig, klug wie es war, saß unser Zulerl ein paar Minuten später auf einer der vordersten Bänke im Zuschauerraum. Kein Mensch hatte es beanstandet, denn ein so allerliebsteßes geittet aussehendes kleines Mädchen konnte doch nur zu einer der neben ihm sitzenden achtbaren Frauen gehören. Niemand hätte es gewagt, nur zu denken, man könne es übersehen haben, daß die Kleine ohne Entrée eingetreten sei. Sie saß also da; aber nicht etwa mit dem guten Vorsatz: Einmal und nie wieder! — Gott bewahre! — sie saß da, ganz überzeugt, daß sie, eben weil sie ein so nettes, blondes Mädel sei, jedesmal unbeanstündet da hereinkommen konnte. — Hoch klopfte ihr das Herzchen bei all' den Tänzen, Sprüngen, Künsten, die sich da vor ihren staunenden Augen abspielten; als aber dann gar eine kleine Sprechscene vor sich ging, in der ein junges Mädchen ein Liedchen sang, da rötheten sich die Wangen Zulerls immer mehr und mehr, die Augen wurden größer und größer, sie zitterte vor innerer Erregung. Die Handlung verstand sie nicht ganz; aber das wußte sie, daß Alles, was das junge Mädchen that, sprach und sang, wunder-, wunder-schön sei, und sie beneidete dies Mädchen, das ganz gewiß zuhause keine Fersen in zerrissene Strümpfe einstricken mußte; oder die Fabrication eines Häfelmusterbandes forderte gewiß auch Niemand von der da oben. Ach, wie schön hat die es doch! — Man klatschte Beifall, und Zulerl patschte ihre Händchen zusammen, so lustig und fröhlich, bis ihr die Fingerchen weh thaten. — Der großen Pantomime, die dann kam, folgte sie mit fast andächtiger Aufmerksamkeit. Nach Schluß derselben trat ein Mann auf das Podium und verkündete, „daß nächsten Sonntag ein ganz neues Programm sein werde, darunter auch eine neue Pantomime, bei welcher mehrere kleine Mädchen aus angesehenen Bürgersfamilien als blumenstreuende Genien statiren werden. Sollten sich noch mehr kleine Mädeln melden, so würden Sie noch mit größtem Vergnügen engagirt.“ — „Sch!!“, schrie Zulchen, sprang auf und hob die rechte Hand empor, um gleich darauf, entsezt über ihr impulsives Handeln, den Zeigefinger in den Mund zu stecken und über

und über roth werdend, bebend dazustehen. — „Wie heißt Du denn Schagerl?“ redet sie der vom Podium herunterspringende Mann an — „na, sag' schön, wie heißt denn Du? Han? Na, so red'!“ — „Falkner Julie“, haucht die Kleine. — „Und wo wohnst Du denn?“ — „Dort — dort — dort auf der Rußdorferstraße Nr. 8“, sagt sie bereits wieder ganz couragirt und blickt erwartungsvoll den Mann an. — „Ich komm' morg'n zu Dir, Mauerl, und werd' Deine Mutter bitt'n, daß sie es erlaubt. Weißt Du vielleicht noch mehr so Maderln, wie Du bist?“ — „O ja“, ruft Zulerl, „die Anni, die Toni, die Milli, die Berthi und die Fannerl wird auch geh'n — ich werd' ihnen 's gleich sagen!“ ruft sie voll Feuereifer und rennt spornstreichs nach Hause. Aber der Feuereifer erhielt einen gewaltigen Dämpfer, als sie sich ihrem Heim näherte und gleichzeitig auf drei Seiten Zulerl, — Zulerl! — Zulerl! rufen hörte. Um Gottes Willen dort an der Ecke stand der Vater! — beim Hausthor blaß und aufgeregt die Mutter und die Tante rannte wie besessen die Sechschimmelgasse hinauf, aus vollem Halse Zulerl! Zulerl! Zulerl! rufend. Der Vater erblickte sie zuerst — oh weh! — Ich glaube, über die nächste Viertelstunde sollten wir besser schweigen, denn das Zulerl selber hat nie Etwas darüber erzählt, und so könnten wir leicht unrichtig informirt sein und uns blamiren. Genau aber wissen wir, daß tags darauf die Directorin Bünschüttl in höchst eigener Person zur Familie Falkner ging, um Zulerl für nächsten Sonntag auszubitten. Selbstverständlich sagte Papa Falkner Nein! Die Mutter sagte Nein und die Tante sagte Nein. — Zulerl weinte, weinte, bat und bat wieder. — Papa Falkner verreise und die Mama und die Tante wurden weicher und weicher und sagten endlich Ja; umsomehr, wo auch andere Maderln achtbarer Bürgerfamilien des Spasses halber, mitthun durften. — So betrat Zulerl am Sonntag, angethan mit ihrem neuen weißen Frohnleichnamsp processionsskleidchen, das Podium hinter dem Zollamtsgebäude, streute Blumen und wurde bewundert.

Jahre vergingen. — Zulerl kam aus der Schule und sollte sich zur Hausfrau heranbilden lassen. So dachte die Mutter — so dachte der Vater — so dachte die Tante;

— nur Zulerl dachte anders. — Eines Tages erklärte sie, sie wolle — zum Theater gehen!! — — Großes Entsetzen im Hause! — Wieder sagte der Vater: „Nein“, die Mutter: „Nein“, die Tante: „Nein“. — Wieder weinte das Zulerl und bat und schluchzte und abermals wurde Mutter und Tante weich und fingen an, Zulerl beim Vater das Wort zu reden. Armer Vater! Ein Mann und drei (!) Frauenzimmer! — Der Kampf war zu ungleich! — Das Resultat war der Besuch der — Theaterchule, statt der Nähsschule. — Darauf folgte Probespiel — Engagement.
N. B.

Eine „Don Carlos“-Aufführung im Kloster.

Mein strenger Vater, der obendrein als k. k. Major und Commandant der bekannten Militärakademie zu Wiener-Neustadt recht wenig von dem Theater hielt, suchte mich mit allen Mitteln selbst von einem Besuche desselben fernzuhalten. Einmal ging ich durch und geradenwegs in's Burgtheater. Und da mußten just Laube's „K a r l s - j ü l e r“ gegeben werden! Welch' ein Feuerbrand wurde da in meine Seele gelegt, geschürt durch das strenge Theaterverbot und durch die Gefahr, mich entdeckt zu sehen! Diese Gefahr war näher, als ich dachte. Ich wurde erreicht und kam zur Strafe in's Kloster, das heißt als Externer in das Benedictinerstift Seitenstetten. Und seltsamerweise fand ich mich dort höchst wohl! Denn ehe Monate vergangen waren, hatte ich mir unter den Zöglingen des Stiftes eine feste Position als Director, Regisseur und Vortragmeister gegründet und — das Theaterspielen war im Stifte zu meiner liebsten, freilich auch zur ängstlich von Späheraugen behüteten Thätigkeit in den Freistunden geworden. Und kein geringeres Werk als „D o n C a r l o s“ war es, das ich dort mit den Zöglingen inscenirte. Ich selbst spielte — die Königin und als ich kispelte: „D Carl, was machen Sie aus mir“, da kam — nicht der König, sondern der Herr Rector und der schönen Tragödie ward ein schneller und fürchterlicher Schluß bereitet. Aber „die Lust zum Theater“ steckte nun schon so tief in mir, daß selbst die ganze Autorität eines väterlichen k. k. Majors sie wohl

noch für eine Zeit dämpfen, aber nicht zum Ersticken bringen konnte. Im Gegentheil, als ich wirklich flügge geworden, da flog ich hinaus in die schöne Welt der Ideale und der Kunst. In Pola betrat ich zuerst die weltbedeutenden Bretter. Und dann ging's mit schnellem Schritte bergauf auf dem Künstlerpfade. Vor Italienern in Pola und Triest, vor Russen in Moskau, Odeffa und Petersburg, vor Deutschen in Graz, Dresden, Mannheim, München, Stuttgart, und in Leipzig habe ich als Bonvivant die Lebenslust und den Frohsinn von der Bühne herab verkündet. Und welch' reiche, vergnügte Stunden mir später auch mein Künstlerleben gebracht — mit besonderer Vorliebe denke ich noch an meine erste Rolle — an die Rolle der Königin in „Don Carlos“, die ich im — K l o s t e r spielte!

Robert von Lenor.

Aus einem „Ritterstück“.

Im Jahre 1885 weilte ich zum Sommeraufenthalte in Böslau. Die Sommergäste suchten sich auf alle erdenkliche Weise die Langweile zu vertreiben, und so wurde unter Anderem beschlossen, einen Vortragsabend abzuhalten, bei dem ich mich als Coupletfänger produciren sollte. Der Abend kam heran, und ich hatte keine Ahnung davon, daß derselbe bestimmend für meine Zukunft werden sollte. Dem Vortrage wohnte damals der Schwiegersohn des Theaterdirectors Arthur bei, und dieser legte mir nach meinem Coupletvortrage, mit dem ich einen gewissen Erfolg erzielt hatte, nahe, mich der Bühne zu widmen, ein Vorschlag, den ich mit um so größerem Vergnügen acceptirte, als derselbe schon lange einem meiner Herzenswünsche entsprach. Es war also ausgemacht, „ich ging zum Theater“, und zwar war es das Theater in Gills in Steiermark, an dem ich meine ersten dramatischen Gehversuche machte. Freilich war an dieser Bühne so Manches gewesen, was meine Begeisterung für die Kunst herabstimmen hätte können, allein was fragt ein junger Sausewind darnach? So wurde an dieser Bühne einmal ein schrecklich schönes Ritterstück gegeben. Wie es hieß und welche Handlung es

hatte, daran vermag ich mich nur dunkel zu erinnern. Nur eine Episode in dem Stücke ist mir unvergesslich, sie hatte einen unbeschreiblichen Heiterkeitserfolg. In einer Scene des Ritterstückes wurde ein „Katafalk“ verwendet, auf dem ein Sarg stand, über den ein schwarzes Bahrtuch ausgebreitet lag. Durch eine jedenfalls allzu heftige Gemüthsbewegung der Liebhaberin, die den „Sarg“ umschlungen hielt, gerieth derselbe in's Wanken und stürzte mit dem in Schmerz aufgelbsten Ritterfräulein vom Katafalk und o Schrecken! der Sarg „entpuppte“ sich als zwei übereinander gestellte Tröge eines Schweinsflächters, in denen ansonst die geschlachteten Schweine abgebrüht und gepuzt wurden. Das Publikum johlte vor Vergnügen, während das „Ritterfräulein“ verzweifelte Kräfteanstrengungen machte, sich aus dem „Sautrog“, der unglücklicherweise noch den Stempel des stadtbekanntes Selchers trug, zu winden!

Ich schämte mich dieses Vorkommnisses und nahm alsbald bei Director Frinke ein Engagement an, von wo ich dann nach Troppan kam. Seither war ich in Graz und Amerika, das ich bis San Francisco durchquerte, schauspielerisch thätig und kam sodann wieder nach Graz. Im Sommer dieses Jahres gastirte ich in Marienbad und von hier wurde ich an das Kaiserjubiläums-Stadttheater engagirt.

A u g u s t K r e t s c h m e r.

Mein Schuen.

Knapp der Schul' entwachsenes Mädchen —
Zöpfe — Mäpfe — Stimme — Lust —
Conservatorium — erste Preise —
Glücklich! — Stolzgeschwellt die Brust!

Antrag an Berliner Oper,
Probefingen dann in Wien,
Engagement an der Hofoper —
Jeder Wunsch erfüllt nun schien.

Klopfend Herz und Lampenfieber,
Doch erfolggekrönt Debut,

Freischütz („Nenuchen“) und so weiter,
Bar und Zimmermann („Marie“).

Groß und glühend ist der Ehrgeiz,
Klein und selten die Partien.
Darob Kränkung, Kummer, Schmolten —
Der Entschluß — hinweg von Wien!

Nun nach Prag (Angelo Neumann).
Bombenrollen — stolz — entzückt! —
Kritik voll Lob — „Publikums Liebling“ —
Selbstverständlich nun beglückt.

Gleicher Zeit im Sommer Gastspiel
Böhmische Bäder und Berlin —
Glück bleibt treu — doch Heimatssehnsucht
Eine Ur-Ur-Wienerin!!

Gastspiel Wied'ner-, Carl-Theater,
Viel Concerte hier und dort,
Aber immer, immer wieder
Zieht's zurück zum Heimatsort.

Nun am Kaiserjubiläums-
Stadttheater engagirt,
Eröffnung glücklich überstanden,
Wollen seh'n, was weiter wird.

Wenn nur Publikum zufrieden,
Gütig Presse ist und mild,
Wüßt' in meines Herzens Tiefe
Ich kein schön'res Zukunftsbild.

Carolta v. Rettich - Pirsk.

Der Kuß der Musen.

Ich war 3 Jahre alt! — Sehen Sie, jetzt erschrecken
Sie und denken: Um Gotteswillen, jetzt sängt der Kerl von
Adam und Eva an zu erzählen. Fürchten Sie nichts — es

wird noch viel — schlimmer! — Also wie gesagt, ich war 3 Jahre alt; es war im denkwürdigen Jahre 1848 — Donnerwetter! jetzt habe ich mich verschnappt, und Sie können mir genau nachrechnen, wie „jung“ ich bin. Aber wie dem auch sei, einmal muß der Mensch doch 3 Jahre alt gewesen sein, daß dies bei mir gerade in dem Revolutionsjahre 1848 der Fall war, ja dafür kann ich doch nicht verantwortlich gemacht werden; das werden Sie doch wohl einsehen.

Um also auf den „besagten Hammel“ zurückzukommen — mit dem „Hammel“ will ich übrigens durchaus nicht meine Person bezeichnet haben, obwohl mich meine Frau in zärtlichen Stunden „ihr Hammelchen“ nennt — wir haben nämlich noch zärtliche Stunden — doch dies nur nebenbei. — Ich war also, damit Sie es nun auch ganz genau wissen, am 7. März 1848 3 Jahre alt geworden und erinnere mich noch lebhaft folgenden Vorganges:

Wir wohnten in der Werderstraße (in Berlin), in aller-nächster Nachbarschaft des königlichen Schlosses. Als sich nun am 18. März die erbitterten Kämpfe in unserer nächsten Nähe, fast vor unserem Hause, abspielten, verlor sich eine Kugel in den Hof des ziemlich hohen Gebäudes, wo sie prasselnd in ein Fenster schlug und einen Höllenspektakel verursachte. Das war das Signal zu einer allgemeinen Flucht. Ich, als „das Jüngste“, wurde in der Eile mit allem möglichen Proviant und anderen Dingen in einen Waschkorb gepackt und mit meinen Geschwistern nach dem Keller in Sicherheit gebracht. Die Verwirrung war groß; noch größer aber meine Bedrängnis. Ich „saß“ nämlich auf etwas Hartem, Kantigem. Aus diesem und noch anderen Gründen „wollte ich immer 'runter, aber konnte nich'.“ Meine Hilferufe verklangen ungehört im allgemeinen Wirwar, da gewann die Natur die Oberhand über mich — der revolutionäre Drang meines Innern brach sich in fürchterlicher Weise Bahn. „Das Unzulängliche, hier ward's Ereignis.“ Noch heute gellt mir der Verzweiflungsruf meines um 10 Jahre älteren Bruders Alexander in den Ohren: „Mutter, Mutter, mein Schiller ist hin!“ — Er hatte sich nämlich Schiller's „Räuber“ zu seiner „geistigen Nahrung“ mit in den Korb gepackt. — So habe ich schon

in zartem Alter den Kuß der Mufen empfangen — wenn auch nicht auf die Stirne. — Dieser Band „Schiller“ ist in meinen Besitz übergegangen und bewahre ich ihn noch heute als ein theures Andenken an jenen Moment, der mich zuerst mit der Kunst in „nähere Berührung“ brachte.

Von jener tragikomischen Episode bis zum heutigen Tage liegt ein ganzes Leben hinter mir. — Ein Leben voll von hohen Genüssen und bitteren Enttäuschungen; aber Welt und Menschen habe ich gründlich kennen gelernt und einen reichen Schatz von Erfahrungen gesammelt, den man allerdings leichter zum Vortheil Anderer, als für sich selbst auszunützen weiß. — Ich habe mir „Wind um die Nase wehen lassen“, habe mich mit den „Elementen herumgeschlagen“, wie sich Ambrosius in „Viel Lärm um Nichts“ classisch auszudrücken pflegt, war diesseits und jenseits des Oceans in wohlgezählten 15 Berufsarten thätig, ehe ich in meinem 27. Lebensjahre die „Bretter“ betrat, welche angeblich „die Welt bedeuten“ sollen; — doch hier — „der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an“. — Ueber unseren Beruf und über die künstlerische und sociale Lage unseres Standes lassen Sie mich schweigen; ich müßte bitter werden.

Das Eine habe ich erfahren und empfunden:
Beneidet nie des Mimens Flitterleben,
Es ist nur Trug, sein Glück nur spannenlang,
Nur ein Gemisch von Sinken und Erheben,
Ein Wechselspiel von Thränen und Gesang.
Wer öffentlich um Menschengunst muß ringen,
Dem wird der inn're Frieden nie gelingen.

Richard S o h n.

Eine Erinnerung an Bülow.

Ich bin den Wienern keine Fremde. In den Achtziger-Jahren war ich am Hofopertheater als Tänzerin unter dem Namen Lämmermann engagirt. Damals vollzog sich mein Uebertritt zur Bühne, und zwar waren Lewinsky und Krastel meine Lehrer, die mich in der dramatischen Kunst ausbildeten. Mein erstes Engagement war am Hofburgtheater, das ich aber bereits nach kurzer Zeit verließ.

um bei den Meinigern in ersten Rollen mein schauspielerisches Können zu bethätigen. So spielte ich denn unter Anderen die Maria Stuart. Ich erwähne diese Rolle aus dem Grunde, weil sich an sie die Erinnerung meines ersten Theaterunfalles knüpft. Man gab mir ein im Stile jener Zeit gehaltenes schweres Brunkkleid, von dem ein Ärmel mehr gewiegt haben mochte, als zur Zeit meines Balletengagements mein g a n z e s Kleid schwer war. Meine, an so schwere Kleidung nicht gewohnten Bewegungen wurden in ihren Freiheitsbestrebungen ernstlich gehemmt und so kam es, daß ich mich plötzlich in der Schleppe verfing und just bei einem Monologe der ganzen Länge nach zu Boden stürzte. Der Herzog gab hierauf den Befehl, daß man mich in Zukunft „leichter“ anziehe und so blieb ich denn von ähnlichen weiteren Unfällen verschont. Anlässlich des Geburtstages des Herzogs wurde ich eingeladen, die Preciosa in Wolf's gleichnamigem Schauspiele zu spielen. Die Rolle ist schwierig, da die Darstellerin der melodramatischen Musik ihre Darstellung anpassen muß. Ich hatte vorher nie eine Musikprobe gehabt, und als ich das erstemal die Rolle spielte, war es mir wohl zu verzeihen, wenn ich ab und zu die Bewegungen just nicht in dem Maße der Musik zu accommodiren vermochte, als sich dies der gestrenge Herr Capellmeister, der Niemand geringerer als Hans Bülow war, gedacht haben mochte. Plötzlich schrie er mich an: „Nein, so etwas Unmusikalisches ist mir noch nicht vorgekommen!“ — „Aber, Herr Capellmeister“, entgegnete ich, „Sie haben mit mir ja noch nie geprobt.“ — „So?“ erwiderte Bülow, mich starr ansehend. „In der That, Sie sind sehr musikalisch, sehr musikalisch.“ Am Abend sandte er mir als Zeichen seiner Anerkennung ein — Bouquet in die Garderobe.

Von den Meinigern ging ich zu P o s s a r t, der damals eine Gastspieltournee durch Amerika unternahm. In Amerika verheiratete ich mich und war in New-York einige Jahre hindurch die Directrice des deutschen Theaters am Irving-Place. C h r i s t i n e M a n s f e l d.

„Wiener Theater-Repertoire.“

Wenn man das Repertoire unserer Theater — allerdings seit Jahren her — Revue passiren läßt und die Titel der diversen Stücke einer näheren Betrachtung unterzieht, so wird man gar bald die Bemerkung machen, daß sich dieselben in ein bestimmtes System bringen, also gewissermaßen nach Rang und Gattung sortiren lassen. In erster Linie fällt uns auf, daß die verwandtschaftlichen Verhältnisse vollends vertreten sind.

Wir finden den „Vater Radegky“ und die „Mutter Gertrud“, „Der Großpapa“ und „Die Großmutter“, den „Bruder Martin“ und die „Schwester Agnes“, den „Onkel Schöberl“ und „Charley's Tante“, „Der Sohn der Wildnis“ und „Die Tochter des Herrn Fabricius“, „Der Nefte des Ministers“ und „Die Nichte des Millionärs“, „Cousin Emil“ und „Cousine Melanie“, „Der Mann der Debutantin“ und „Das Weib des Claudius“, „Schwager Spürnas“ und „Die Schwägerin“, „Der Better“, „Der Stiefvater“, „Die Stiefmutter“, „Die Stiefbrüder“, „Die Familie Schneel“, „Die Zwillinge vom Sternenhof“, „Die Kinder des Capitän Grant“, „Kinder von Ungefähr“ und — „Kinder um jeden Preis“. Daß die unvermeidliche „Schwiegermama“ nicht fehlt, ist selbstverständlich, ebenso „Der Schwiegerpapa“ und „Herrn Poirier's Schwiegersohn“.

Die dienende Classe recrutirt sich aus folgenden Titeln: „Ein Wiener Dienstoffot“, „Ein gebildeter Hausknecht“, „Die alte Magd“, „Die neue Wirthschafterin“, „Die Kindersfrau“, „Die Pfarrersköchin“, „Die Gouvernante“, „Der Leibkutscher“, „Das Kammerkätzchen“, „Ein treuer Diener seines Herrn“ und „Die Perle der Wäscherinnen“.

Die Aristokratie stellt folgende Namen: „Der Graf von Hammerstein“, „Gräfin Friß“, „Der Marquis von Billemer“, „Die Marquise“, „Prinz Conti“,

„Prinzessin Georges“, „Fürst Malachoff“, „Baronin Ruth“, „Der kleine Herzog“ und „Die Großherzogin von Gerolstein“.

Aus dem Kreise der Beamten präsentirt sich vor Allem: „Der Bureaukrat“, „Der Herr Ministerialdirector“, „Der Präsident“, „Der Herr Secretär“, „Der Unterpräfect“, „Der Herr Landesgerichtsrath“, „Der Herr Inspector“, „Der neue Commissär“, „Der Winkelschreiber“ und auch schon „Eine k. k. Beamte“.

Nach Nationalitäten geordnet finden wir: „Ein Wiener Frühl“, „Berliner Kinder“, „Der deutsche Michel“, „Der bairische Hiesel“, „Der preußische Landwehrmann“, „Der sächsische Schulmeister“, „Der polnische Jude“, „Ein russischer Beamter“, „Der Engländer“, „Der Pariser“, „Die Mexikanerin“, „Die Afrikanerin“, „Der spanische Student“, „Die Schwäbin“, „Der Amerikaner“, „Die Arlesierin“, „Der Westindier“, „Der Gascogner“, „Der Araber“, „Der Bojar“, „Die Kosakin“, „Die Creolin“ und „Die Böhmin“.

Das Militär weist folgende Chargen auf: „Ein alter Infanterist und sein Sohn der Husar“, „Ihr Corporal“, „Der Stabstrompeter“, „Die Dragoner“, „Die Uhlanen“, also nur „Leichte Cavallerie“, „Der Seecadet“, „Der jüngste Lieutenant“, „Der Hauptmann von der Schaarwache“, „Capitän Ahlström“, „General Bem“ und „Marschall Vorwärts“. Es fehlt aber auch nicht „Ein Regimentsarzt“ und „Die Marketerin“.

Der Gewerbestand ist vertreten durch: „Schneider Lips“, „Der närrische Schuster“, „Der Schmied von Rolandseck“, „Die Weber“, „Maurer und Schlosser“, „Hutmacher und Strumpfwirker“, „Die Frau Wirthin“, „Die Hofmodistin“, „Der Geigenmacher von Cremona“ und „Der Barbier von Sevilla“.

Von berühmten Firmen sind zu erwähnen: „Fromont junior und Risler senior“, „Tricoche

und Cocollet“, „Rosenmüller und Fink“, „Garaud Minard & Compagnie“, „Hopfenrath Erben“ und „Firma Roudinot“.

Aber auch in arithmetischer Reihenfolge ist eine Serie von Stücktiteln zusammenzubringen, zum Beispiel: „Das 1. Mittagessen“, „Das 2. Gesicht“, „Der 3. Kopf“, „Der 4. Stand“, „Das 5. Rad“, „Der 6. Sinn“, „Im 7. Himmel“, „8 Tage in den Pyrenäen“, „Im 9. Bezirk“, „Die 10. Legion“, „Das 11. Gebot“, „Die 12. Stunde“, „Der 13. Mantel“, „14 Tage im Arrest“, und „15 Minuten vor'm Scheidungstermin“.

Von hier ab wird die Sache sprunghaft; da haben wir noch „Der 18. October“, dann heißt es jedoch warten bis auf „29 Grad im Schatten“ und „30 Jahre aus dem Leben eines Spielers“. Nicht vergessen dürfen wir auf die „100 Jungfrauen“, die allerdings heute nur mehr selten im Repertoire erscheinen.

Die sieben Farben, wenn auch nicht gerade die des Regenbogens, rangiren sich in folgender Weise: „Die blaue Grotte“, „Die rothe Brieftasche“, „Die grüne Insel“, „Der schwarze Schleier“, „Die weiße Dame“, „Ein graues Haar“ und „Rosa Dominos“.

Das Mineralreich ist schwach vertreten; wir finden bloß: „Das goldene Kreuz“, „Der Silberkönig“, „Die eiserne Maske“, „Der Rubin“, „Ein ungeschliffener Diamant“ und in Zusammensetzungen „Gold und Blech“ sowie „Stahl und Stein“.

In der Botanik läßt sich schon eine größere Ausbeute zutage fördern; wir haben: „Waldmeister“, „Almenrausch und Edelweiß“, „Immergrün“, „Kornblumen“, „s Maiglöckchen“, „Der Schierling“, „Stiefmütterchen“, „Die Beilchen“, „Das Vergißmeinnicht“, „Gänseblümchen“, „Citronen“, „Die Oliven“ und „Verbotene Früchte“.

Gingegen liefert das Thierreich viele und schöne Exemplare, so daß sich daraus eine ganz nette Menagerie zusammenstellen läßt. Wir sehen: „Das Krokodil“, „Die Schildkröte“, „Seehunde“, „Lamm

und Löwe“, „Ein Fuchs“, „Die Grille“, „Der Gimpel“, „Der Maikäfer“, „Die Forelle“, „Der Kakadu“, „Die Fledermaus“, „s' Zaunschlüpferl“, „Die Wildente“, „Goldfische“, „Der Vampyr“, „Die Eidechse“, „Die Lachtaube“, „Die Maus“, „Schmetterlinge“, „s' Schwalberl“, „Die Spinne“, „Der Pelikan“, „Der Elefant“, „Der Bär“, „Die Haubenlerche“, „Die Spatzen“, „Die Libelle“, „Wespen“, „Der Floh“, „Hund und Kacke“, „Der Rabe“, „Der Rehbock“, „Der Eber“, „Der Schimmel“, „Der Kuckuck“, „Das Chamäleon“, „Ein bengalischer Tiger“ und als Curiositäten „Der weiße Hirsch“ und „Die Ente mit den drei Schnäbeln“.

B. F. Horak.

Eine Schlittenfahrt.

Es ist etwas weit; Ort der Handlung: Die Hauptstadt des Zarenreiches, Zeit: Mein erstes Gastspiel in Petersburg. Ein wunder schöner, sonnenheller, nordischer Wintertag, sehr kalte, herrliche, reine Luft, so ganz für eine Schlittenpartie geschaffen, was ist natürlicher, als daß man nach dieser Erkenntnis sofort zur That schreitet und nach Einladung einer Collegin, einer reizenden kleinen Naiven, sich vom Portier des „Hotels Europe“ in einen der vielen bekannten Petersburger Schlitten packen läßt. „Iswoščik! Fahr' zu den Inseln!“ ruft der Portier, und fort geht's mit einer rasenden, schwindelerregenden Schnelligkeit! Anfangs macht uns das wahnwitzige Tempo viel Vergnügen — wir halten uns gegenseitig fest, um nicht aus dem schwankenden Gefährte geschleudert zu werden. — — Unsere Freude hatte bald ihr Ende, weil der Kutscher, statt zu den Inseln zu fahren, plötzlich gegen die Festung abbiegt und uns auf russisch — trotz unserer Einwendungen — eine lange Geschichte erzählt, von welcher wir selbstverständlich gar nichts verstehen.

Beim Portal der Festungskirche angelangt, nöthigt er uns, durch drohende Geberden unterstützt, auszustiegen,

drängt uns trotz unseres vergeblichen Widerstandes in die menschenleere Kirche und befiehlt uns auf nicht mißzuverstehende Art, niederzuknien — empfiehlt, seinen Gesten nach zu schließen, seine und unsere Seelen dem Allmächtigen — nach längerem Gebete wirft er sich platt mit dem Angesicht zur Erde — — —

Die kleine Naive ist fassunglos und zittert wie Espenlaub — — während ich selbst die Gelegenheit dieser Verzückung benützend flüchte, um eine menschliche Seele zu finden, die uns aus der Macht dieses Gewaltapostels befreit!

Zum Glück treffe ich hinter dem großartigen Sarkophag des großen Aaron einen europäisch gekleideten Herrn, der mich zum großen Glück auf meine erst deutsche, dann französische Ansprache versteht und uns unserem Kutscher gegenüber Beistand leistet. Leider nicht ausgiebig genug, denn unglücklicherweise packt uns nun unser Retter doch wieder nur in denselben Schlitten und befiehlt unserem Peiniger sehr energisch unter Nachhilfe einiger landesüblichen „Liedfongungen“, schleunigst nach Hause zurückzufahren.

Während der Rückfahrt dreht sich das Kutscherungethüm um, setzt sich mit dem Rücken gegen die Fahrt richtung und hält uns, in höchster Aufregung, mit thränenersstickter Stimme, unter fortwährenden Bekreuzigungen augenscheinlich über unser verlorenes Seelenheil eine längere vergebliche Bekehrungsrede.

Endlich im Hotel angelangt, erklärt uns der Portier über unsere Beschwerde, ohne sich besonders zu entschuldigen: „Ach! Das ist der verrückte Ivan, der ist nicht gefährlich! Er leidet bloß an religiösem Wahnsinn! — — — —“

Flora K e s t e r.

Ein Erlebnis.

Wien, 21. December 1898.

Ein Erlebnis wünschen Sie?

Ich war drei Monate am Burgtheater engagirt —

H e r m i n e K ö r n e r.

Das Benefiz der „Gypsin“.

Es war im Jahre 1880, als ich im Stadttheater in Krems mit großer Begeisterung das Fach der ersten komischen Rollen bei dem tüchtigen, doch ob seiner G—radheit berühmten und gefürchteten Director Zanetti „mimte“. Director Zanetti vereinigte unter seiner Fuchtl eine tüchtige und daher auch äußerst beliebte Gesellschaft, deren Alterspräsident kaum das 23. Jahr erreichte. Um so älter war dafür unsere komische Alte, die unter dem unkünstlerischen Namen „Gyps“ am Theater wirkte. Ihr einziger Wunsch bestand darin, an ihrem Benefizabende, dessen Termin für den kommenden Februar anberaumt worden war, den „Verschwender“ zur Aufführung zu bringen. Schon bei der Eröffnungsvorstellung, die am 20. October stattfand, erklärte sie uns mit einer für uns unverständlichen Aufregung: „Ich gib den „Verschwender“, oder gar nix“, eine kategorische Erklärung, die wir täglich wenigstens zweimal zu hören bekamen. Eines Tages nahm sie sich ein Herz und trat vor den Director hin, um auch ihn von ihrem Lieblingswunsch in Kenntniss zu setzen, allein sie hatte kaum einige Worte gesprochen, als derselbe sie unterbrach und ihr donnernd zurief: „Sie anbrennte Wuchtl! Was fällt Ihnen denn ein? Die klane Bühne und die Massa Verwandlungen, das geht net.“ — Weinend verließ die aus allen ihren Himmeln gestürzte „Gypsin“ die Kanzlei und seufzte zum Steinerweichen. Doch Director Zanetti, ein herzenguter Mann, der ein ganz vortrefflicher Decorationsmaler war, schien sein Veto alsbald bereut zu haben, denn er ging sofort daran, die nothwendigsten „Verschstücke“ zu malen. Die alte „Gypsin“ that ihm leid, und so beschloß er denn, der Alten zu gestatten, daß sie das „alte Weib“ den Kremslern „hinlegen“ sollte. Die „Gypsin“ fiel dem Director vor Freude um den Hals, er mußte sich sogar zwei „Büfferln“ von ihr gefallen lassen, mit einem Worte, die „Gypsin“ befand sich in der freudigsten Aufregung, als hätte sie einen Haupttreffer der Türkenloose ausbezahlt bekommen! Der Director setzte — eine noch nie dagewesene Zeitverschwendung — sogar zwei Proben des Stückes an, worüber Matschegg und ich bis in die Seele

betrübt waren. Den Valentin spielte natürlich der Director „eigenhändig“, wodurch uns die Möglichkeit benommen wurde, uns wegen dieser Rolle „auseinanderzutreten“. Der Abend kam heran. In der Garderobe herrschte die größte Aufregung, die insbesondere beim Director eine ungewöhnliche Höhe erreichte. Dies war begreiflich. Zanetti hatte ja das Recht, dreimal so aufgeregter wie wir zu sein, war er doch Director, Schauspieler und Decorationsmaler, und auf seine letztere Eigenschaft bildete er sich ganz besonders viel ein. Das muß hier erwähnt werden, um den Schmerz in seiner ganzen Größe zu erfassen, der ihn erfaßte, als die Vorstellung zu Ende gespielt war.

Die Vorstellung begann und das Verhängnis nahm seinen Lauf. Capellmeister Carl Marie Rott, der Sohn des berühmten, noch heute unersehten Künstlers Carl Rott, kam in die Garderobe und p f i f f das Entrée-Lied des Valentin. Kaum waren die ersten Tacte des bekannten Liedes an das Ohr des Directors gedrungen, als derselbe auch schon mit den Worten: „Uj jegerle! is schon a Pech!, wie können S' denn im Theater pfeiffen, heut' g'schieht scho a Malheur!“ auf den Capellmeister zornbebend zustürzte. Und er sollte Recht behalten! Gleich sein Entrée-Lied brachte die erste Entgleisung. Zanetti sang — das Orchester vergaß eine Repetition zu wiederholen und war auf einmal fertig. Doch der Valentin war erst in der Hälfte des Liedes. Entrüstet brach Zanetti ab und schrie den Capellmeister, der im Orchester saß, an: „Na also! was hab' i Ihna gesagt?!“ — Jetzt gings eine Zeit ganz gut, bis es zu der Scene kam, in der Flottwell den Nar hoch oben im Aether bemerkt. Der Nar — neu gemalt — war an einer Schnur befestigt, nur zum „Herabfliegen“ hergerichtet, das heißt auf das Stichwort mußte der Theatermeister die Schnur nachlassen und das Kunststück war gemacht. Leider war der alte Haslböck stocktaub. Er blickte vom Schnürboden, die Schnur krampfhaft in der Hand haltend und wahrscheinlich an gar nichts denkend, auf die Bühne. Das Stichwort fiel — allein der Nar wollte nicht zu Boden fallen. Zanetti, vor Wuth und Zorn außer sich, winkte dem Theatermeister und als dieser noch immer den Nar fest in den Händen hielt, rief er ihm zornbebend

zu: „Mar obi!“ Allein Haslböck war gegenüber den Zornesausbrüchen Zanetti's im vollsten Sinne des Wortes taub, er hörte nicht und hielt womöglich noch krampfhafter den Nar. Zanetti schrie zornbebend noch ein halbes Duzendmal: „Nar obilassen“, da plötzlich schien Haslböck etwas verstanden zu haben. Aus dem „Aether“ rief er Zanetti zu: „Was wollen's?“ Endlich muß sein Blick auf die von ihm krampfhaft gehaltene Schnur gefallen sein. Nun war dem Alten plötzlich Alles klar; hastig, um das Versäumte nachzuholen, ließ er den Nar so blitzschnell herunter, daß sich derselbe im Fluge wie ein Kreisel drehte, und die leere, unbemalte Seite dem Publikum zuehend zu den Füßen Flottwell's fiel: natürlich auf die b e m a l t e Seite. Das Publikum johlte vor Vergnügen. Nur der Director lachte nicht — im Gegentheil, er war von Mordgedanken erfüllt. Mit einem Säbel wollte er den Theatermeister umbringen, der sich in einen Wasserbottich geflüchtet hatte und den ganzen Abend unsichtbar blieb. Nun kam Schlag auf Schlag — unter Anderem wurde vergessen, eine Hobelbank bei der offenen Verwandlung abzutragen, die nun im „Prachtgarten“ stehen blieb. Die Heiterkeit erreichte ihren Höhepunkt, als am Schlusse ein dreijähriger Knabe, der das jüngste der Valentini'schen Kinder spielte, aus Angst die Worte vergessen hatte, die da lauteten: „Lieber Herr, sei wieder gut, die Mutter weiß nicht, was sie thut.“ Zanetti ging auf den Knirps los und sagte ihm: „Na so red'!“ worauf der dreijährige Knirps heulend rief: „Aussi möcht i!“

Das Publikum tobte und stimmte mit dem Knirps in den Ruf ein: „Aussi möcht i!“ Unter den Lachkrämpfen des Publikums fiel der Vorhang. So endete das Benefice der „Gypsin“. Adolf Rakowitsch.

Eine „Verschwender“-Vorstellung.

Es war die Schlußvorstellung der Saison meines ersten Engagements an einer Provinzbühne Oesterreichs. Man gab Raimund's „Verschwender“ und ich spielte die kleine Rolle der Liesl, Valentins ältester Tochter. Als ich an der Spitze von Valentins Kinderschaar aufgetreten war

und mich, meiner Rolle gemäß, mit der Ordnung der Toilette meines jüngsten Brüderchens beschäftigte, tönte plötzlich schallendes Gelächter, das zu der Komik der Situation in keinem Verhältnisse stand, an mein Ohr. Auf's Höchste betroffen, konnte ich nicht sogleich die Ursache dieser Wirkung ergründen, bemerkte aber bald zu meiner nicht geringen Bestürzung, daß dem Bübchen, welches im gemeinen Leben ein Mädchen war, das Kleidungsstück, das seine Zugehörigkeit zum starken Geschlechte kennzeichnen sollte, entfallen und das darunter befindliche, ihm von rechts wegen geziemende Röckchen zum Vorschein gekommen war. Meine eifrigen Bemühungen, den Schaden wieder gut zu machen, steigerten die Heiterkeit des Publikums auf's Höchste, und ich trachtete nun, da ich meine Vachlust selbst nicht mehr bemeistern konnte, zu den Schlußworten der Scene zu kommen, worauf ich abging, den armen Burm, allerdings wenig, menschenfreundlich — seinem Schicksale überlassend. Aber die Strafe für diese Verletzung der schweesterlichen Pflicht sollte nicht ausbleiben. Wie erschrak ich, als der Komiker, der kaum aufgetreten, mit einem Blicke die Situation erfaßt hatte, mich auf die Bühne zurückrief, und beauftragte meines Amtes zu walten. Ich trug nun unter erneuter Heiterkeit den kleinen Schwerenöther auf meinen Armen hinaus. So oft ich aber an diesem Abende, gefolgt vom dem Kometenschweif meiner zahlreichen Geschwister, die Bühne betrat, verklangen die gesprochenen Worte ungehört unter dem stets mit erneuter Macht hervorbrechenden Lachen des mir persönlich zugethanen Publikums. Ich habe keine zweite „Verjchwender“-Vorstellung mit ähnlichem Vacherfolg miterlebt.

Fernanda von Henriquez.

Mein Lebenslauf.

Ich bin ein Wiener Kind, aus sehr angesehenen Familie, das schon in seiner frühesten Jugend seine Lust am Singen und Spielen nicht verleugnete. Nach mehrjährigen Gesangsstudien, die ich bei Frau Professor N i k l a s - R e m p n e r unternahm, wurde ich zunächst nach Zürich engagirt. Mitten im Winter wurde ich plötzlich als erste Opern- und Operetten-

soubrette an's Würzburger Stadttheater abberufen und spielte als wahrer Liebling des dortigen Publikums durch zwei Jahre alle großen Partien in den Opern „Waffenschmied“ (Marie), „Bar und Zimmermann“ (Marie), „Freischütz“ (Aennchen), „Don Juan“ (Berline), „Fra Diavolo“ (Berline), „Faust“ (Siebel) und andere mehrere; ferner in Operetten, Lust- und Schauspielen des umfangreichen Repertoirs. Hierbei widersuhr mir wiederholt die Ehre, als Partnerin des Hrn. Dreßler und der dortselbst gastirenden Künstler wie: D'Andrade, Fumagali, Junkermann, Dreher u. aufzutreten. In der Sommerjaison war ich wiederholt am königlichen Hoftheater in Bad Kissingen engagirt. Nach verschiedenen Gastspielen wurde ich für's Rainund-Theater verpflichtet. Im verfloffenen Sommer spielte ich im Verein mit Blasfel in den verschiedensten Possen durch viele Wochen in Ofen-Pest unter dem größten Beifalle des Publikums, den ich mir auch an der neuen Stätte meiner Wirksamkeit, dem Kaiser-Jubiläums-Stadttheater, zu erringen hoffe.

M i z i H a g e n.

„Des Sängers Fluch“.

„Unsere Gedanken sind nicht Euere Gedanken und das Vaterlandvertheidigen hat mit dem Komödienspielen gar nichts zu thun“, so dachten die Herren Officiere der Infanterie-Cadettenschule zu Wien. Eine Ansicht, über die ein Cadettenschüler zwar nicht mit seinem Vorgesetzten streiten kann, die er aber absolut nicht zu theilen braucht, sondern mit stoischer Charakterruhe in seinem Busen verschließt, um dann, wenn Zeit und Gelegenheit sich bieten, an einsamer Stelle, Glück und Vorgesetzten zu corrigiren. Wir hatten uns wieder einmal zusammengefunden, die dramatischen Talglücker der Cadettenschule, um der edlen Melpomene, die in der Annahme derartiger Geschenke überhaupt nicht mehr allzu heiklich ist, ein Opfer darzubringen. „Des Sängers Fluch“ sollte, weil wir Darsteller alle gerade für die darin vorkommenden Personen so riesig prädestinirt waren, von uns dramatisch ausgeschlachtet,

fricassirt und nach anderen, am seligen Umland begangenen Geschmacklosigkeiten in Fleisch und Blut umgekehrt werden.

Unsere Garderobe duftete zwar durchaus nicht nach erster Firma, aber dieses Manko ersetzte sie vollständig durch das gewisse „air bohème“, und es gab Darsteller, für die wir uns den Mantel christlicher Nächstenliebe hätten ausleihen müssen, falls wir nicht gezwungen gewesen wären, den Rauch unserer Opferflamme mit indianischer Schläue zu dämpfen. Wenn unser jugendlicher Held und Sänger auch an seinem, dem Mittelpunkte der Erde am nächsten gelegenen Körpertheile, dem unbefangenen Beobachter etwas sans-culotte erscheinen mochte, so wurde das vollständig durch die genial umgeschmiffene Toga, vulgo Betttuch, wieder ausgeglichen. Ein alter Militärmantel mußte dem greisen Vater zur Gewandung dienen und während der blutrünstige König aus einer Wetterwolke von schwarzer Watte die Zähne fletschte, und Fett und Feuer spie, fiel mir, als der Verkörperung seiner holden Gemalin, die erhabene Aufgabe zu, ja nicht auf meine Schleppe zu treten und in einem fort süß und milde wie Bollmond dreinzulächeln. Da, als meine Rose, dem süßen Jüngling mit grazioser Verve an die Nase fauste — blieb meinem eifersüchtigen Gatten der Wuthschrei in der Kehle stecken. Es klopfte! — Hannibal ante portas! So muß den alten Römern damals zu Muth gewesen sein. Nun, die Thore unseres Tusculums thaten sich willig vor dem diensthabenden Officier auf und wir, in unserer „Civil“kleidung, wurden abgeführt, wie eine beim Wäschestehlen ertappte Gauklerbande. — Was nun folgte, ist so klar wie Stiefelwachs. — Der Hauptmann schnauzte wie ein preußischer Feldwebel, das Wort Arrest pfiß uns wie eine Reitpeitsche um die Ohren, der stolze Despot beugte seinen eisernen Nacken und die junge Königin setzte ihre Lachmuskeln außer Action, während uns aus den nun so schlaff gewordenen Togafalten des edlen Minnesängers die Degeneration unseres ganzen Jahrhunderts entgegengrinste. Der nun langen Rede kurzer Sinn — wir wanderten in's Prison — nicht ohne im kunstgeschwellten Busen vorahnend Ludwig Fulda's Frage zu ventiliren: „Herr, kann Dich das im Ernst

erbosen?“ — Darauf die tröstliche Antwort: „Du bleibst der — König, auch in Unterhosen!“

Heinrich Stöhr.

Eine Erinnerung an die Sommerfrische * * *

Denken Sie sich einen lieblichen Ort in Tirol, in dem eine Schmiere auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, ihr theatralisches Unwesen treibt! Der Director, in steter Geldklemme, kommt mich demüthig bitten, ihm beizuspringen und ihm zu einem vollen Hause zu verhelfen. Seine Wahl fällt auf „Weineidbauer“, eine seiner „Meisterleistungen“ — — na gut. Das Haus ist voll zum Erdrücken. Der Director — einer der größten „Schwimmer“ — in großer Aufregung, hat hinter jeder Coullisse einen Souffleur. Was nützt das! Schon bei seinem ersten Auftreten gab es ein großes Hallo, als er mir mit Pathos zurief: „Halt's Maul, Dirn' — jetzt schweig!“ Der Souffleur schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und seufzt: „Alle Achtung!“ Der Director spricht mit großem Ingrimm ahnungslos diese Worte nach, was abermals einen unerwarteten Heiterkeitsausbruch der werthen Sommergäste zur Folge hatte. Eine Weile geht es so ziemlich. Es kommt die Scene mit Franz. Der Director jammert: „Und das sagt mein eigen Fleisch und Blu . . . Blu . . .“ er will wie sonst die Hände vor das Gesicht pressen und sich über einen Tisch werfen; der Tisch steht aber auf der entgegengesetzten Seite — stürzen muß er, das ist studirt, er jammert weiter „Blu — Blu —“ wankt um Franz herum und blutet endlich an seinem gewohnten Tische zu Ende. Abermals aufrichtiger Jubel im Auditorium. Ich glaubte, daß dießbezüglich eine Steigerung unmöglich wäre, aber es kam anders. — — — Franz steht auf der Brücke, sieht den Vater das Gewehr anlegen, allein der Schuß geht nicht los. — Franz beut seinem grimmen Vater die volle Brust zum zweiten Versuche ihn zu vernichten, — vergebens, das Gewehr war nicht geladen. Rasch entschlossen, schreit der alte Mime „Bum“, und Franz fällt zu Tode getroffen in die so-

genannte Tische. Der Effekt war ein nachhaltiger. — Nun geht es aber dem Meineidbauer selbst an den Kragen. — „Ihr glaubt ich kann mich nicht bekreuzigen?“ Aber o Jammer, an der gewohnten Sterbestelle steht heute eine Bank. Entsetzt ruft er in die Coulisse: „Gebt's die Bank weg, ich kann nicht sterben!“ Man zieht die Bank zurück und den Meineidbauer mit schuldigem Entsetzen, sein gewohntes Sterbeplätzchen einnehmen. Ein rasender Beifall rief uns alle an die Rampe. Dann fiel der Vorhang und der Director aus der Rolle: „Ihr Trotteln“, rief er zu seinen Leuten, „bald hätt's mich mit Eurer Schlamperei um den ganzen Erfolg gebracht!“

Else Schüller.

Erinnerungen.

Mit großem Vergnügen denke ich oft noch an die Zeit zurück, wo wir noch „jung und dumm“ waren. Im Sommer des Jahres 1865 stand in Böslau auf der reichsgräflich Fries'schen Waldwiese eine ganz nette Arena, deren Director damals Herr Johann Edler v. Kadler, der Vater des bekannten Theaterschriftstellers und Magistratsrathes Herrn Dr. Friedrich v. Kadler war. Bei unserer Gesellschaft war damals unter Andern Dominik Klang, Heinrich Thalboth und ein Herr L. Gruber engagirt, der einige Jahre später — als Ludwig Anzengruber sich einen unvergänglichen Namen in unserer vaterländischen Literatur machte. Im Sommer 1865 waren wir jungen Histrionen mit unseren 24 bis 25 fl. Monatsgagen als „reichsgräflich Fries'sche Waldschauspieler“ ein lustiges, leichtlebigeres Völkchen und trieben so manchen Akt in übermüthiger Laune. Wir hatten da einen Kollegen H., dessen größte Freude es war, „komische Rollen“ zu spielen, obwohl ihm die Mutter Natur gerade die Gabe des „Späßigseins“ hartnäckig verweigert hatte! Diesem H. verschafften wir eines Tages einen ungeahnten Heiterkeitserfolg. Während er sich zur Vorstellung schminkte, strichen wir ihm heimlich das Hutleder seines Cylinders mit schwarzer Fettschminke an, und als er nun die Scene betrat und vorschriftsmäßig den Hut abnahm, brach

natürlich das Publikum beim Anblicke des schwarzen Streifens auf seiner Stirne in ungebundene Heiterkeit aus, und während des ganzen Actes ertönte im Hause lautes Gelächter. Ganz glücklich kam Freund H. nach Fallen des Vorhanges in die Garderobe und erzählte: „Was heute für ein gutes, dankbares Publikum unten sitzt — ich habe riesig gefallen — die Leute haben gebrüllt!“ — „Ja, das glauben wir Dir gerne, wenn Du mit solchen Mitteln arbeitest“ — wir hielten ihm einen Spiegel vor das Gesicht, mit einem Fluch schleuderte er den Spiegel — es war sein eigener — zur Erde, daß er in tausend Stücke zerbrach. Wir aber freuten uns königlich, denn die einzig wahre Freude beim Theater ist — die Schadenfreude!

Ferdinand Stanzig.

Etwas von Lore —.

Ich kann kaum annehmen, daß sich Jemand für eine Episode aus meiner Bühnenlaufbahn interessieren könne, also erzähle ich lieber etwas von Lore, ich setze nämlich voraus, daß man sich für diese Lore sehr interessiert — und wenn nicht — dann bitte ich freundlichst darum!

Wo viel Licht, da ist viel Schatten — und beim Theater ist viel Licht! Aber selbst die Schattenseiten des Theaterlebens entbehren des Lichtreflexes nicht, wenigstens nicht in späteren Jahren, wo man oft über all' das lächelt, über was man ehemals geweint. So ging es auch Lore.

Lore erhielt ihre allererste Rolle in einem Einacter, ich weiß nicht, wie dieser hieß, es thut auch nichts zur Sache. Lore hatte einen langen Satz zu erlernen und sie machte sich mit Ausdauer und Fleiß an das Studium. Jedes Wort wurde mit besonderer Betonung gesprochen, aus jedem Sätzchen ein tiefer Sinn hervorgeholt, kurz, Lore „machte was“ daraus. Tag und Nacht dachte sie an nichts als an diesen Satz, er war aber auch zu schön: Das gute, alte Tautchen wurde darin eingeladen, zur Kindstaufe zu kommen, diese Kindstaufe sollte eine Art Veröhnungsfest sein, denn man war böse auf das gute, alte Tautchen. Lore hatte also quasi den Friedensengel zu

verkörpern, durch ihre Vermittlung wurde nachher Alles wieder gut, damit das P. T. Publikum befriedigt nach Hause gehen und ohne Alpdrücken schlafen konnte.

Bei den letzten Proben ging Alles recht schön, ja, dem Herrn Regisseur wäre es sogar erwünscht gewesen, wenn sich Lore den bewußten Satz weniger „gut“ einstudirt hätte, aber: eher ein wildes Pferd bändigen, als einen jungen, zum erstenmale losgelassenen Mimen! — Der Abend der Aufführung nahte! Zwei und eine halbe Stunde vorher war Lore schon im Theater, sie schminkte sich dreimal wieder ab, endlich fand sie die apfelrothen Backen, kirschrothen Lippen und die in schweren schwarzen Strichen eingerahmten Augen, sowie die schwiwbogenartigen Augenbrauen — vortrefflich, so ging sie hinunter auf die Bühne. Die Musik begann — Lore hatte eine Gänsehaut, welche gleich darauf einer schrecklichen Hitze Platz machte, Lore schwitzte, sie glänzte wie eine Speckschwarte, dabei zitterte sie und klapperte mit den Zähnen — Lore hatte eben Lampenfieber. Die Musik schwieg, der Vorhang rollte auf. Das gute alte Tantchen war allein auf der Bühne und sprach jedes Wort mit kalter Ruhe der Soufseuse nach, und wenn sie auch falsch verstand — das schadete weiter nichts, Tantchen sagte dann ein anderes, Tantchen war ja schon so routinirt. . . Lore schnatterte vor Angst hinter der Mittelthüre, sie schnitt ein Gesicht, als wenn sie drei Tage in Eßsig gelegen. Da ertönten ihr plötzlich die entscheidenden Worte des Inspectanten in's Ohr: „Stichwort, hinaus!“ Und Lore stand draußen auf der Bühne — in grellster Beleuchtung — vor dem P. T. Publikum — und vor Tantchen! Pfllichtschuldigst verzog sie ihr essigsames Gesicht zu freundlichem Grinsen, knirzte und sagte: „Guten Tag Tantchen!“

Dann schwindelte ihr auf einmal, Alles drehte sich vor ihr im Kreise herum: Lampen, Publikum und Tantchen, erst langsamer, dann schneller und immer schneller. Die Soufseuse schrie — Lore hörte nichts — sie starrte lächelnd in's Leere, wo sich das große Rad drehte: Lampen, Publikum und Tantchen. Da vernahm sie plötzlich ein schlangennähnliches Bischen aus der Couliße: „So reden Sie doch endlich etwas!“ Es war der Regisseur. Und Lore kam das Bewußtsein, daß sie sich doch nun wenigstens mit Au-

stand aus der Affaire ziehen müsse, deshalb raffte sie ihre ganze Kraft zusammen, knigte vor Tantschen mit grinsendem Lächeln und sagte in liebenswürdigem Tone: „Adieu, Tantschen!“ und schleunigst ging sie ab durch die Mitte — vom Licht — in den Schatten des Theaters!

D, Lore! Lore!

E d w i n a R ö t e l.

Eine Schiller-Feier.

Zu Beginn meiner theatralischen Laufbahn als „dramatischer Handwerksbursch“ bei diversen ambulanten „Meerschweinchen“ thätig, war ich auch in N. — der Name des „Ortes“ thut wohl nichts zur Sache, da derselbe auch in der Generalstabskarte nicht, oder nur bedingungsweise vorkommt, engagirt. Der Lenker und Director dieses wandernden Musientempels, von uns jungen Histrionen stets „Hof- und Cabinetstheater“ benannt, war in unserer materiellen Zeit gewiß eine Seltenheit — „Idealist“ in des Wortes verwegenster Bedeutung, und schwärmte nur für „classische Stücke“, eine für uns umso unangenehmere Schwärmerei, als wir mit den „tragischsten Trauerspielen“ stets nur kolossale — Heiterkeitserfolge erzielten.

Es war gerade Schiller's Geburtstag in Sicht, als mein Director mit freudestrahlendem Gesichte, die Rolle des Grafen Leicester in der Hand, in meine Stube stürzte: „Wir geben zur Schiller-Feier „Maria Stuart“. Sie sind doch studirt?“ „Natürlich“, beeilt ich mich zu antworten, obwohl ich die Rolle nie gespielt hatte, aber „Gott und der Souffleur hilft weiter“, calculirte ich, na — und ich darf, ohne unbescheiden zu sein, behaupten, daß ich insolge angestrengten B ü f f e l n s wirklich des Wortes wenigstens mächtig war und sich der große Schiller wegen meines L e i c e s t e r in seiner Gruft an seinem Geburtstage nicht „umzudrehen“ brauchte. Aber so glatt ging diese Vorstellung doch nicht aus. Der Darsteller des Grafen Kent ein urwüchsiger Wiener, der seine größten Triumphe für gewöhnlich in der Wiedergabe von derben Hausknechts- oder Hausmeisterrollen feierte, ging mit einiger Besorgnis an seine „classische“ Aufgabe und als er im vierten Aufzuge, Scene 7, zur Königin auf ihre Frage:

Was gibt's, Mylord v. Kent? Was für ein Auflauf erregt die Stadt? Was ist das? — zu antworten hat: „Königin, es ist das Volk, das den Palast umlagert“ u. s. f., machten ihm die Schiller'schen Jamben eine solche Revolution in seinen Sprechwerkzeugen, daß er nach den krampfhaft herausgestoßenen oder vielmehr gestotterten Worten: „Königin — es — ist — ein — Aufruhr — Aufruhr“ — plötzlich fortsetzte: „Mit an Wurt, sö geb'n kan Ruh'“. — Seine Augen schweiften hilfesuchend und verzweifelnd in die Coulissen und suchten den dort als Lord Burleigh stehenden Director, den er mit wuthschraubender Stimme anbrüllte: „I hab's Ihna ja g'sagt, i blamir mi mit dera Roll'n“, worauf er mit dröhnenden Schritten abstürzte.

Das Publikum, sowie wir anderen Darsteller konnten uns vor Lachen nicht mehr halten, und so ereignete sich an jenem denkwürdigen Tage — wohl zum erstenmale — der Fall, daß Maria Stuart nicht hingericthet wurde, da die ungebundene Fröhlichkeit von Publikum und Schauspielern ein derartiges trauriges „Nachspiel“ nicht rathsam erscheinen ließ.

W i l h e l m L e i c h t.

Herzog und Schauspielerin!

Es war vor vielen Jahren zur ersten Blüthezeit der „Meininger“, als ich auf der Bühne des Cölnner Stadttheaters stand und bangen Herzens die Auredede unseres „Allgewaltigen“, des Directors Ludwig Chronegk erwartete. Er hatte mich durch den Inspicienten auf die Bühne holen lassen, und das konnte nur zu bedeuten haben, daß er mir wegen meiner Leistung einen „Küffel“ zu ertheilen beabsichtigte. Ich hatte heute zum erstenmale die „Marie“ in Shakespeare's „Was ihr wollt“ gespielt und bei der Bedeutung, die die „Meininger“ gerade dieser Rolle beilegten, war es sehr leicht möglich, daß ich nicht alle die hundert kleinen Nuancen richtig gebracht, mit denen mir die Gemahlin des Herzogs die Rolle einstudirt hatte und daß also Chronegk mit mir unzufrieden war. Dies aber war und ist für mich heute noch das Schrecklichste, was mir

widerfahren kann, wenn ich mir eine Rüge meines Vorgesetzten zugezogen habe; selbst die abfälligste Kritik vermag mich nicht in dem Maße niederzuschmettern als es die Unzufriedenheit meines Regisseurs thut. Bitternd schlich ich daher näher zu der Stelle wo Chronegk stand und ihm gegenüber ein großer, älterer Herr, dessen massiver Körper in einen schwarzen Gehrock gezwängt war und in dessen Knopfloch eine schöne rothe Rose prangte. Wer mochte der Herr sein? Vielleicht ein Theaterdirector oder Intendant? Daß er was „Besseres“ sei, glaubte ich schon an der respectvollen Haltung unseres „Gefürchteten“ zu erkennen, der nicht so leicht, trotz seiner kleinen Gestalt, zu Jemand „emporblickte“. Endlich hatte mich Chronegk gesehen und rief: Ah, da ist sie ja. Kommen Sie her, Kleine“. Und dann mit einer vorstellenden Handbewegung „Hier, bitte Fräulein R.“ In demselben Augenblick wurde er auch schon von anderen Dingen in Anspruch genommen und ließ mich bei dem „älteren Herrn“ mit der Rose im Knopfloche stehen. Mein Herz klopfte mir zum Zerspringen. Das war sicher ein Theaterdirector, vielleicht gar einer von Wien, dem heißersehnten Ziele meiner Wünsche. Nach einer kleinen Pause sagte er mir, er sei im Theater gewesen, machte mir Complimente über mein Spiel und vor Allem über mein Aussehen; aber ach — ich unglücklicher, sechzehnjähriger Wurm, der eben der Kinderstube entlaufen war, ich war nicht an Complimente, diese süße Lockspeise aller Künstlerinnen gewöhnt, nie hatte mir irgend Jemand ein solches gemacht; weder Director, noch Collegen hatten es bisher der Mühe werth gehalten, dem „Fragen“ etwas Angenehmes zu sagen. Der „ältere Herr“ merkte wohl, daß ich immer verlegener und verlegener wurde, ein kleines, lustiges Lächeln verzog seine Mundwinkel und ließ seinen eigenthümlich gedrehten Schnurrbart kerzengerade in die Höhe steigen. Endlich raffte ich mich doch zu der geistvollen Bemerkung auf: „Dös freut mi schon recht, wenn i Zhna so guat g'fall'n hab'!“ Wieder ein leises Lächeln von seiner Seite und die plöbliche Frage: „Was sind Sie denn für eine Landsmännin, Fräulein R.“ Und seltsam, endlich einen Gesprächsstoff gefunden zu haben, antwortete ich schnell: „I bin a Baierin, san Sie vielleicht a a Baier?“ Darauf

schallendes Gelächter von Seite des „älteren Herrn“, und in dem Moment steht auch schon Chronegk wieder da, schaut mich bitterböse an und sagt: „Nein, Hoheit ist kein Baier . . .“ und indem er mich etwas bei Seite zieht, raunt er mir zu: „Sie sind doch ein rechtes Schaf!“ Ich war vernichtet! Nun erfuhr ich nur zu rasch, daß der „ältere Herr“ kein Anderer war, als Herzog Ernst II. von Coburg-Gotha, der Freund und Nachbar „unserer“ Hoheit, des Herzogs von Meiningen. Herzog Ernst II. zwar gar nicht ein bißchen böse und lachte so gemüthlich über mein entsetztes Gesicht, aber Chronegk würde mir, das wußte ich, nie verzeihen, daß ich mich so furchtbar blamirt hatte. In meiner Angst nahm ich mein Herz in beide Hände und bat: „Ach, bitt' schön, Hoheit, leg'n S' ein gutes Wort für mich beim Herrn Director ein, daß er nicht mit mir zankt, er hat mich ohnehin schon „Schaf“ g'heißen“ — Erntentes herzliches Gelächter des hohen Herrn und das feste Versprechen, mit Chronegk „reden“ zu wollen, gaben mir endlich meinen Muth zurück.

Und als ich elf Jahre später in dem Fache der „Salondamen“ auf der Coburger Hoftheaterbühne gastirte, da kam mir der gütige Fürst wieder genau so entgegen, wie damals in Köln. Er war unverändert; eingezwängt in seinen schwarzen Gehrock, die unvermeidliche rothe Rose im Knopfloch, nicht als wären seitdem elf Jahre, sondern kaum elf Tage verstrichen. Nur ich mußte mich gewaltig verändert haben, denn er erkannte mich nicht wieder. Als ich ihn aber dann an unsere erste Begegnung zu erinnern wagte, da flog wieder dasselbe lustige Lächeln über sein Gesicht und ließ den flotten Schnurrbart wiederum kerzengerade emporsteigen und impulsiv rief er aus: „Ach, Sie sind das Sch — ? Die kleine Baierin aus Köln?“ Ein Blick in meine erschrocken Augen ließ ihn das wenig ehrenvolle Epitheton schnell in ein minder fränkendes verwandeln. „Wissen Sie“, fuhr er fort, „daß ich die niedliche Geschichte noch oft erzählt und herzlich darüber gelacht habe?“

Und dann machte er mir genau dieselben Complimente wie vor elf Jahren über mein Spiel und vor Allem über

mein Aussehen. Ich war seitdem ein gut Theil schlagfertiger geworden und wußte jetzt auf Complimente aller Art zu repliciren, und als Hoheit die Bühne verließ, that er es mit dem Versprechen, mein Engagement „durchzusetzen“.

Er hielt Wort und ich durfte viele Jahre unter der Protection dieses leutfeligsten und populären Fürsten meine Kunst ausüben. Er war stets gütig gegen mich und es hat mir bei ihm nicht geschadet, daß ich damals als dummes Kind ihn einen Augenblick seines Fürstenthrones beraubt und einen einfachen Landsmann, einen „Baier“, in ihm vermuthet hatte. Aloisia Striebeck.

Ein Abenteuer.

In einer Stadt am Donaustrande gelegen, im December war's.

Für den Abend war im Theater eine Operaufführung auf dem Spielplane, ich hatte einen freien Abend und wollte mir's zu Hause gemüthlich machen, den Abend mit angenehmer Lectüre verbringen, als ich am Reißer meiner Augen bemerkte, daß mein Rachelosen Rauch ausströmt.

Ich löschte das Feuer im Ofen, rief nach dem Stubenmädchen des Hotels, bat selbes, zu veranlassen, daß mein Ofen in Stand gesetzt und geheizt wird, nahm meinen Mantel um und setzte den Hut zurecht und ging in's Kaffeehaus mit der Absicht, nach einer Stunde nach Hause zurückzukehren; aber auch aus dem Café vertrieb mich nach kurzer Zeit ein abscheulicher Tabaksqualm und als ich auf die Straße trat, empfing mich ein athembeklemmender Nebel.

Schon wollte ich mich in's Theater flüchten, um die Oper „Norma“ zum wiederholtenmale zu hören, als ich mich entschied, auf der Straße, die das Donauufer entlang führt, eine Promenade im Doppelschritt zu machen. Mittlerweile sank der Nebel und Schneeflocken begannen ein lustiges Treiben.

Die kleinen Häuschen an der Straße nahmen ein Ende und ich ging ungefähr noch hundert Schritte, als ich eine Gestalt vor mir wahrnahm, die außerhalb der Schranken, die das Ufer von der Straße abschließen, langsam einherging. Ich sah, als ich näher kam, ein Mädchen und es

war mir verdächtig, daß daselbe so knapp beim Wasser ging.

Von einem Baume gedeckt, blieb ich stehen und sah, daß das Mädchen sein Taschentuch wiederholt an die Augen drückte.

Halt! dachte ich, da gibt es Unsinn, stieg über den Schranken, um näher zu kommen; aber im Moment eilte das Mädchen dem Wasser zu, ich ebenso schnell, erfaßte selbes noch zur rechten Zeit am Kleid so, daß die Arme zwar in's Wasser kam, aber von mir am Ertrinken verhindert wurde. Nun zog ich sie aus dem Wasser und frug, da mir im Augenblick nichts Anderes einfiel: „Was machen Sie da?“ — Keine Antwort.

Da ich bei der vorhergehenden Prozedur selbst ganz durchnäßt worden war, überkam mich ein kleiner Aerger und ich wiederholte meine Frage. Ein abwehrendes „Lassen Sie mich!“ war die Antwort.

„Halt!“, dachte ich, „kein Aufsehen; es ist zwar Niemand in der Nähe, aber bei lautem Wortwechsel kommen am Ende Leute und das wollte ich vermeiden.“

Nun kam mir der Gedanke Polizei zu spielen.

Ich sagte also: „Sie folgen mir, ich bin Polizeikommissär!“ — Nun fing die Arme an zu schluchzen und zu lamentiren und bat mich, sie nach Hause gehen zu lassen.

„Ja,“ sagte ich, „wenn ich von Ihnen fort bin, gehen Sie am Ende wieder in's Wasser?! Nichts da, Sie kommen mit mir.“ Aber vorläufig wußte ich selbst nicht, wohin mit ihr. Ich fragte sie: Wo sie wohnt? Nach einigem Zögern kam es heraus, daß sie gar nicht in der Stadt zu Hause ist, sondern einem Lieutenant nachgefahren war, den sie in ihrer Vaterstadt kennen gelernt, der sie einige Tage hinhielt und ihr dann plötzlich den Abschied gab. Na! dachte ich, die alte Geschichte. „Nun gut,“ sagte ich, „ich will Sie nicht zur Polizei führen, Sie kommen mit mir nach Hause zu meiner Frau, vorwärts!“ Nahm sie unter dem Arm und führte sie in's Hotel auf mein Zimmer.

Als wir in's geheizte Zimmer kamen, vermied ich, Licht zu machen, sprach ihr zu, sich ihrer nassen Kleider zu entledigen und sich in's Bett zu legen, und mit dem Bemerkten, meine Frau wird ihr Wäsche bringen, verließ ich

mein Zimmer, verständigte das Stubenmädchen von meinem Abenteuer, gebot ihr Schweiger, veranlaßte, daß mein armer, zähneklappernder Schützling trockene Wäsche, Essen und Glühwein bekam, benützte ein im selben Hotel freies Zimmer und war froh, als mich der Schlaf überkam. Am Morgen, als ich in meine Wohnung kam, sah ich ein etwa 18jähriges Mädchen, ein echtes Gretchengesicht, das mich mit ihren blauen Augen voller Schreck anstarrte.

Nach Aufklärung über meine List, die ich angewendet, theilte sie mir mit, daß ihre Mutter Hausbesitzerin in N. ist, sie vom Hause durchgegangen ihrem Lieutenant nach, daß sie aber die schreckliche Entdeckung machte, daß sie der Herr Lieutenant mit einer Andern betrog etc. Ich schrieb mit ihrem Einverständnis sofort ihrer Mutter ausführlich das Ereigniß. In vierundzwanzig Stunden war die Mutter bei mir und holte ihre Tochter nach Hause.

Vor fünf Jahren traf ich auf einer Fahrt nach Wien am Bahnhofe in Linz auf ein mir wohlbekanntes Gesicht — eine blonde Frau mit blauen Augen, ein kleines Mädchen an der Hand führend — ihr Töchterchen.

Da wurde mir anvertraut: Ich fahre zur Mutter nach N. auf Besuch. Mein Mann ist Ingenieur in München, wir leben sehr glücklich!

„Sehen Sie!“ bemerkte ich, „damals habe ich doch recht gehabt, als ich sagte: Man muß einen Lieutenant nicht immer tragisch nehmen.“

Louis Linori.

Ein Paarl Mopperln.

„Geh'n S' i bitt' Ihnen, gnä' Frau“, so apostrophirte der Souffleur des Dedenburger Stadttheaters vor einigen Jahren die Localsängerin dieser Bühne, „i bitt' Ihnen recht schön, thun S' mir a G'fälligkeit!“

„Na, was woll'n S' denn?“ entgegnete die „Angejüngene“.

„Schau'n S'“, erörterte der Souffleur, „i hab' a Paarl Mopperln: Prachtviecherln! Wann Sie nacher, im ersten Act, über die Bühne geh'n, nehmen S' mir i' mit hinaus; vielleicht g'fallen i' ein' von die Herr'n von der

Equitation und i kann s' gut verkaufen! Führ'n S' mir s' über d' Bühne."

"Wann 's weiter nix is, recht gern! Geben S' die Schnur her!" Und somit hatte sie Mopperln und Reclameverpflichtung übernommen.

Die Scene stellte einen Hasenplatz dar und die Localsängerin erschien mit einem flotten Austrittsliede, die Hundethiere nach sich ziehend. Da erblickte der baß erstaunte Mopperich seinen Herrn im Souffleurkasten.

Ein ohrenzerreißendes Geheul war die Folge dieses Wiedersehen: die Mopperin jedoch handelte entschiedener — sie strebte, mit ganzer Kraft an der Schnur ziehend, dem Kasten zu.

Die Komödie stockte. Aus dem Souffleurkasten erhob sich eine krampfhafte abwinkende Hand; gleichzeitig erschollen von dort her deutlich die Imperative: „Rischt! — Gehst! — Rutsch!"

Vergebens! Nun begann auch der andere Mops an der Schnur zu ziehen, und den vereinten Bestrebungen nicht gewachsen, ließ die Schauspielerin, ihrer Entrüstung über diese Wendung durch ein zornig hervorgestoßenes: „Mistviecher!" Raum gebend, Schnur und Mopperln fahren. Ein zweifaches Siegesgeheul — und das Paarl verschwand, seinen Herrn in die Tiefe des Souffleurkasten nachrennend, von der Bühne!

Diesen Effect vermochten wir Komiker nicht zu überbieten und so standen wir, geknickten Kien gleich, in den Coulissen — verfluchend alle Souffleure, die ein Paarl Mopperln ihr Eigen nennen. A d o l f F r ö d e n.

Wie ich zum Theater kam.

Schon in der Schule, bevor ich noch ein Theater besucht hatte, fühlte ich einen Drang zur Bühne in mir. Mein Papa, ein Bureaukrat, und meine für uns Kinder sehr besorgte Mama waren durchaus nicht gewillt, meinem Wunsche nachzugeben und hielten mich deshalb möglichst fern vom Theater. Erst an meinem Firmungstage, als ich der Schule entwachsen war, wurde mir das erstemal ge-

stattet, das Theater zu besuchen. Da wurde ich erst recht Feuer und Flamme!

Nun galt es, die Opposition meiner Eltern zu überwinden. Aber wie! Ich schrieb an Sonnenthal, der mir als das Ideal eines Künstlers galt, klagte ihm all' meine Schmerzen und bat ihn um Rath; legte zur Vorsicht, damit er mir bestimmt antworten möge, die Retourmarke bei — allein umsonst, er behielt die Marke und antwortete nicht. Ich mußte mir also selbst helfen. In Speising spielte damals eine wandernde Truppe. Ich zog mir mein Firmungskleid an, versetzte mich in den höchsten Staat suchte den Director in Speising in einem Wirthshause auf und fragte ihn, ob er mich engagiren möchte. Er bejahte es und versprach, mir durch seine Frau bald eine Rolle zu schicken. Am nächsten Morgen brachte der Director selbst die Rolle, da seine Frau gerade Washtag hatte, wie er sagte. Mama gab ihm die Rolle zurück und der Director mußte unverrichteter Dinge wieder fort. Jetzt mußte ein drastisches Mittel eronnen werden. Mama liebte es sehr, uns zu „füttern“ und war außer sich, wenn wir nicht aßen. Das wird benützt, dachte ich mir. Ich fing an, vollständig zu hungern ein, zwei, drei, vier Tage, am fünften waren meine Eltern überwunden und ich erhielt von ihnen das feste Versprechen, daß ich nächstes Jahr das Conservatorium besuchen dürfe. Meine Eltern hielten ihr Wort. — Nun wird Mancher fragen: Hat sich das Hungern rentirt? Hat es Sie nicht gereut, ein trautes, sorgenloses Heim mit der dornenvollen Theaterlaufbahn vertauscht zu haben? Ich sage: „Nein!“ Anfangs habe ich manchmal in momentaner, pessimistischer Stimmung die Folgen meines Hungerns bereut, aber nur vorübergehend, im Grunde habe ich in kurzer Zeit so viel gelernt, wie sonst nicht in einem halben Menschenleben. Ich hatte Gelegenheit, verschiedene Menschen verschiedener Stände, verschiedene Sitten und Anschauungen kennen zu lernen. Ich lernte die Dinge von verschiedenen Perspectives aus betrachten. Freilich wurden mir meine Illusionen bald genommen, aber ich habe mir viel Anderes dafür erworben. Es heißt: die Schauspielkunst verdirbt den Charakter, ich habe das Gegenheil an mir bemerkt, ich bin durch meinen Veruf

vernünftiger und besser geworden. Ich habe gelernt manche verschrobenern Vorurtheile abzulegen, vernünftig und menschlich zu denken und zu fühlen. Ich habe einsehen gelernt, daß manche Menschen des Mitgeföhles werth sind, über die man von engeren Gesichtskreisen aus nur die Achseln zuckt.

Es wurde mir viel Feindseligkeit entgegengebracht, aber auch viel Sympathie und selten aber doch wahre Freundschaft und ich habe letztere dadurch umsomehr zu schätzen gewußt.

Ich hatte Gelegenheit, Menschen in niederen und hohen gesellschaftlichen Stellungen, im Uebermuth des Glückes und im tiefsten Elend zu sehen, und unter den glänzenden Mantel so vieler Scheineristenzen zu blicken. Nur so wird man ein Mensch unter Menschen.

Ich erinnere mich noch, als ich mich nach Vollendung meiner Studien im Conservatorium von meinem geschätzten Lehrer Herrn Baumeister verabschiedete. Er sagte mir: „Nur in der Einfachheit liegt die Würde und Größe“ und schrieb mir auf ein Gedenkblatt: „Einfach, natürlich und wahr — ist das An und Auf unserer Kunst.“ Das ist auch meine Devise geworden, sowohl in der Kunst wie im Leben.

M a r i e W i n k l e r.

Was die Begeisterung vermag.

Als ich im ersten Jahre meiner künstlerischen Laufbahn in Zittau in Sachsen als Mitglied des dortigen Stadttheaters weilte, begegnete mir ein heiteres Erlebnis, das ich hier erzählen will. Ich hatte mein erstes Debut als „Luise“ in „Rabale und Liebe“ zur Zufriedenheit des Directors und des Publikums glücklich überstanden und wiegte mich also gerade in den aller schönsten Zukunftsträumen. Ich wohnte damals bei einer liebenswürdigen Familie, jener des bestbekanntesten königlich sächsischen Hofglasmalers, Herrn Carl Ludwig Türke. Mein Heim glich einem aus prächtigen Glasmalereien zusammengesetzten Bijou, und wenn ich so in meinem „Studirzimmer“ mit einer schönen Rolle in der Hand, über meinen werdenden

Ruhm nachdenkend, auf und ab spazierte, so kam ich mir vor wie eine Prinzessin im Feenmärchen, so ganz und gar befangen von einer anheimelnden, ich möchte sagen, traulichen künstlerischen Stimmung.

Es war mir die Rolle Gretchen im „Faust“ zuge-theilt worden. Wer beschreibt mein Entzücken! Ich war selbstverständlich überglücklich!

Ich war spät zu Bette gegangen, denn die letzte Vorstellung hatte ziemlich lange gewährt. Den nächstfolgenden Morgen, am Tage der Generalprobe, nahm ich mir vor, „mein Gretchen“ noch tüchtig zu studieren, und besonders die Wahnsinns-scene noch einmal durchzuprobiren, und so erhob ich mich denn schon recht zeitlich aus den „Federn“, sollte doch noch am Abende desselben Tages die Vorstellung selbst stattfinden. Ich war an jenem denkwürdigen Morgen, um es kurz zu sagen, mit Leib und Seele in meine Rolle vertieft, als ich plötzlich auf die Uhr blickend, bemerkte, daß die Stunde der Probe bereits längst geschlagen hatte. Die Disciplin wurde bei uns in Bittau sehr streng gehandhabt einige Mark Strafe waren bald verschert und außerdem lassen junge Schauspielerinnen nur selten auf sich warten, besonders wenn sie eine schöne Rolle innehaben. Ich flog also mehr zur Probe als ich ging.

Aber was war das? — — —

Auf der StraÙe blieben die Leute stehen und lachten. Ging das etwa mich an? In der That, einige Schritte weiter, da lachten wieder einige junge Herren.

Eine junge Magd blieb ebenfalls stehen und lachte, was sie nur lachen konnte. Ich passirte just das Schauspielster einer Handlung. Ein einziger Blick in dessen Spiegelscheibe trieb mir die feurigste Röthe in's Antlitz. — Gerechter Himmel! Wie sah ich aus?!

Im dunklen wollenen Unterrocke, die FüÙe noch in den Filz-Hauschuhen steckend, mit Jacke, Muff, Boa angethan, jedoch ohne Kopfbedeckung, so stand ich auf der StraÙe! — — —

Jedoch nur einige Secunden blieb ich so, wie vom Blitze getroffen stehen, dann aber wandte ich mich mit ebenso blygartiger Geschwindigkeit meiner Wohnung zu, um meine Toilette zu ergänzen. Daß ich den Schleier meines

Gutes, als ich wieder auf die Straße ging, sehr dicht in's Gesicht zog, um dessen Schamröthe zu verbergen, ist wohl begreiflich. Es ist gewiß, solch' ein Erlebnis vermag nur die Begeisterung für eine schöne Rolle herbeizuführen! — (Zur Probe kam ich noch lange zurecht.)

Maria Theresia Scherer.

Schauspieler und Geigenvirtuose.

Mir erging es nicht anders, wie so vielen Anderen meiner Collegen, die ursprünglich für einen anderen Beruf herangebildet wurden, um sich schließlich der darstellenden Kunst in die Arme zu werfen. Ich hatte mich ursprünglich dem Studium der Musik gewidmet und unter Bernhard Scholz und Max Bruch in Breslau — meiner Vaterstadt — das Geigenspiel erlernt. Allein, meine Liebe zur darstellenden Kunst war mächtiger als jene zur Musik und obgleich mir meine Meister eine schöne Zukunft prophezeiten, ließ ich mich dennoch bestimmen, nach Riga zu gehen, woselbst Oberregisseur Adler und Max Behrend es unternahmen, mich in die dramatische Kunst einzuführen und in derselben auszubilden. Ich muß hierbei bemerken, daß beide Herren nur die Ausbildung schauspielerischer Talente u. zw. unentgeltlich übernahmen. Während meines Rigauer Aufenthaltes vergaß ich deshalb nicht der Musik. Im Vereine mit Marcel Herwegh, dem berühmten Pariser Geigenvirtuosen, Otto Lohse dem nachmaligen Kapellmeister in Hamburg und Gatten der berühmten Klafsky, dem Concertmeister Wilhelm Drechsler wirkte ich an den in Riga veranstalteten Kammerconcerten mit und war sogar eine zeitlang Capellmeister der dortigen musikalischen Gesellschaft „Harmonie“. Nach meiner künstlerischen Ausbildung, die ich während dieser Zeit genoß, fand ich zunächst ein Engagement beim Director Köfcke. Von dort kam ich nach Reichenberg. Ich muß hierbei bemerken, daß ich während meines ersten Engagements fast durchwegs in jugendlichen Liebhaberrollen auftrat. Erst in Reichenberg ging ich in's Heldenfach über, und zwar unternahm ich diesen Schritt über Anrathen Baumeister's.

Von Reichenberg ging ich nach Jena, gastirte sodann mit dem Personale des Berliner Schauspielhauses unter Max Grube in Breslau und war seither abwechselnd engagirt in Regensburg, Görlitz und Wiener-Neustadt, woselbst ich fast durch zwei Jahre als Regisseur thätig war. Ich folgte hierauf einem Rufe an das Breslauer Stadttheater, gastirte sodann am Raimund-Theater und nahm hierauf einen Gastspielantrag an das Leipziger Ibsen-Theater an. Mit diesem Ensemble gastirte ich im Juni am hiesigen Carl-Theater und bei diesem Anlasse engagirte mich Director Müller-Guttenbrunn an's Kaiserjubiläums-Stadttheater. Das ist in Kürze mein künstlerischer Werdegang.

Alexander Lebidkowsky.

Mein „Werdegang“!

Im Jahre 1885 kam ich als „junger Achez“ auf Empfehlung des jetzigen Stettiner Directors, Herrn Leon Refemann, nach Rostock in Mecklenburg, um dort zu „mimen“. Wohlgemerkt wurde ich als „jugendlicher Komiker“ engagirt, nachdem ich mir in diesem Fache bereits die ersten Sporen verdient hatte. Ich war nämlich gelegentlich eines Gastspieles Refemann's so komisch als „Melchthal“, daß mir volle Anerkennung zutheil wurde. Das einzige Blatt, das meine Leistung kritisirte und das zugleich das hervorragendste in dieser Stadt — weil das „einzige“ — war, ein „Gewürzkrämer“, zugleich „Stadtrath“, versah das schwierige Amt eines Recensenten, schrieb nämlich, ich sei ebenfalls sehr am Plage gewesen, und könne mich mit dem „geschätzten Gast“ in die Vorbeeren des Ruhmes theilen. Unbegreiflicherweise war mein „Talentspächter“ und der „geschätzte Gast“ nicht derselben Meinung. Meinungsverschiedenheiten hat es immer gegeben und wird es immer geben, so lange die Welt steht; Grund dieser für mich angenehmen Philosophie, tangirte mich diese Thatfache nicht sehr. Als aber ein Colleague hinter meinem Rücken, der mir sonst ein sehr guter Freund war, und mich immer durch Ausborgern von Schminke und Ritterstiefeln (damals besaß ich Alles) ehrte,

sich äußerte, ich sei unter der „Kanone“ gewesen, gab ich bald das „Heldenspielen“ auf, und, unterstützt von meinem Chef, wurde ich vorwiegend in „komischen Fach“ beschäftigt — es entstand zwar zuerst beim Publikum und bei meinen lieben Kollegen die gegentheilige Wirkung, ich war oft „unsagbar traurig“ (Laut Chronik). Das Alles hielt mich nicht ab, trotzdem nach Rostock zu gehen, in der Absicht, der Empfehlung meines Gönners Ehre zu machen, da mein „Ideal“ Resemann mich ja für einen Komiker hielt.

In Rostock angekommen, erhielt ich als erste Rolle den Tribdelfitz in „Onkel Bräsig“, und ich hatte thatsächlich neben dem renommirten Reuter-Darsteller Schirmer einen hübschen Erfolg.

Nach einiger Zeit wurde ich zum „gestrengen Herrn Director“ bestellt, der mir mittheilte, daß ich behufs Erwerbung der nöthigen Routine entschieden eine Saison lang „Väter“ spielen müßte — der Director hatte nämlich keine Chargenspieler und der vorjährige jugendliche Komiker war reuevoll zurückgekehrt, nachdem er wo anders durchgefallen war. Ich spielte also Väter, und zwar unter Anderem auch den Loustalot, aber leider war es, um mich wienerisch auszudrücken, eine sogenannte „Zausenkomödie“.

Mein Vertrag wurde jedenfalls à conto meiner Bereitwilligkeit auf die Winterjaison ausgedehnt und spielte ich, da der jugendliche Liebhaber gekündigt wurde und wie gewöhnlich nie Besseres nachfolgte, jugendliche Liebhaber. Eine nochmalige Prolongation machte mich zum „jugendlichen Bon vivant“ und ich spielte, was ich bekam. Eine vierte Saison begrüßte ich wieder als jugendlicher Komiker und schüchternen Liebhaber, Geck—spieler zc. Die Dreptow'sche Posse „Der Goldsuchs“ gab mir Gelegenheit, eine Titelrolle zu spielen — ich hatte einen großen Erfolg und spielte noch den Didier („Grille“), Bibliothekar, Hofmeister („Krieg im Frieden“), Tittig („Bürgerlich und romantisch“), Gerstel („Dr. Klaus“), Schummrich („Zärtliche Verwandte“) immer mit dem gleichen Erfolg. Darauf, nach zweijähriger Thätigkeit, erhielt ich einen Antrag an ein namhaftes Stadttheater — ich ging schweren Herzens von meinem mir liebgewordenen Director, der mich zwar manchmal fürchterlich „sektiv“ hatte, fort, in das „bessere

Verhältnis“, um mit „Pauken und Trompeten“ durchzufallen. Das kühlte mich zwar sehr ab, meinen Director, dem ich so empfohlen wurde, allerdings auch — aber ich blieb mit den gleichen Bezügen in dem Engagement und verhalf mir schließlich doch zur Anerkennung. Es ist doch gut, wenn man süßsam ist und Alles probirt. Nach einer Reihe von Jahren spielte ich, offen gestanden, „mit Schaudern“ wieder den Melchthal und gefiel auch in dieser Rolle. Rostock war entschieden meine beste Schule, und ich bereue es, nicht meinem „böshafteu“ Director gefolgt zu haben. So nannte ich ihn damals — ich hatte später oft noch Gelegenheit, ihm zu danken. In Zürich war ich zugleich mit fünf „Bonvivants“ engagirt — sie kamen alle zum Probiren, aber aufgetreten bin ich, und zwar als „Reflex“ in „Schmetterlingsjchlacht“ — ich war der einzige, der dem Regisseur gefiel — und ich kann es ruhig sagen, ich habe auch der Presse und dem Publikum sehr gefallen. Einige andere Rollen, wie „Benzberg“ und „Wengers“ zc. befestigten die gute Meinung, und ich spielte in Zürich thatsächlich das Fach der „guten Rollen“. Und das Alles verdanke ich nur meinem Director in Rostock, der vor mehreren Jahren bereits gestorben, dem ich aber immer noch ein gutes Andenken bewahre.

Felix Leibinger.

Heimweh.

§ gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien! — Bitte nicht zu erschrecken über diesen Dialekt, der mir als feine Salondame am Theater ganz ferne liegt. In meinem Inneren aber war dieser Satz seit jeher mit goldenen Lettern geschrieben.

Mein Anfang beim Theater sollte, wie es ja gewöhnlich der Fall ist, die Provinz sein. Ich gefiel dem Director hier in der Theaterschule und wurde als erste Liebhaberin und Tragödin nach K engagirt. Mit Herzklopfen reiste ich ab; in K, einer prächtigen kleinen Stadt mit herrlicher Umgebung, angekommen, fuhr ich rasch in's Hotel, machte natürlich große Toilette und stellte mich meinem Herrn Director vor, der mich

in der liebenswürdigsten Weise empfing, mich sogar mit einer Rose verabschiedete, und mir versprach, sogleich den Theaterdiener mit der Rolle der Königin Elisabeth in „Don Carlos“ zu mir zu schicken. Der Theaterdirector denkt, die erste Liebhaberin lenkt: Am Rückweg in's Hotel bekam ich schon Heimweh. Ich war rasch entschlossen; im Hotel bezahlte ich, sagte, ich suche mir eine Privatwohnung, nahm das kleine Gepäck, das große war noch am Bahnhofs, und fuhr mit dem nächsten Zuge, der glücklicherweise bald abfuhr, direct nach meinem lieben Wien. Wie ich später erfuhr, suchte mich der Theaterdiener in allen Hotels und Häusern, wo Wohnungen zu vermieten waren, währenddem ich wie eine Königin (ich fuhr nämlich als Elisabeth 1. Classe Schnellzug) nach Wien fuhr. Schließlich hat es der liebenswürdige Herr Director erfahren, daß ich glücklich in Wien angekommen bin. Zu seinem größten Leidwesen konnte er sich aber aus meiner Privatschatulle für das ihm zustehende Pönale nicht bezahlt machen. Seit dieser Zeit mußte ich wohl nolens volens in mancher deutschen Stadt gastiren. Nun aber bin ich wieder in Wien und hoffe hier zu bleiben und zu gefallen.

Valerie Pellet.











